

Jahrmärkte im Thurgau

Autor(en): **Frei-Uhler, Marie / Larese, Dino / Beerli-Tanner, Illa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **43 (1968)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-699279>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Märkte abhalten zu dürfen war einst ein Privileg für eine Ortschaft; der Markt gehörte zu den Attributen einer Stadt. Ein großer Teil der Waren, welche die Bevölkerung brauchte, wurde eben früher auf offenen Märkten gekauft. Um die Preise wurde gefeilscht. Immer mehr hat sich aber im Laufe der Zeit das stille Ladengeschäft entwickelt, und zwar so, daß man heute auf die Märkte früherer Art gar nicht mehr angewiesen wäre. Trotzdem haben sich aber auch im Thurgau etliche Märkte, die man Jahrmärkte nennt, erhalten; in neuerer Zeit sind sogar ein paar neue entstanden, so in Kreuzlingen und Romanshorn; denn solche Märkte bringen den Markorten eine gewisse wirtschaftliche Belebung. Viel Volk strömt mit lockerem Geldbeutel aus dem Einzugsgebiet des Markortes zusammen, um einzukaufen, sei es an einem offenen Stand oder in einem ansässigen Laden. Dabei fällt auch für die Wirtschaften etwas ab.

Mit dem Warenhandel hat sich das Vergnügen verbunden, dem an den Jahrmärkten von heute vielleicht die Hauptbedeutung zukommt. Schausteller ziehen von Markt zu Markt, wo sie mit lautem Musikgeräusch ihre Unterhaltung anbieten. Zuerst war wahrscheinlich die Reitschule da, die «Füfermüli», wie sie früher genannt wurde; unterdessen ist sie zur «Füfzgermüli» geworden. Pikantere Attraktionen sind dazugekommen, in denen die fortschreitende Technik sich auslebt: das Velodrom, das lange Zeit die Hauptunterhaltung für die Kantonsschüler am Frauenfelder Klausmarkt bot, dann die Schiffschaukeln, die Autodrome, Geisterbahnen und so weiter. Damit werden vor allen die Kinder und Jugendlichen auf den Markt gezogen, wie übrigens auch durch jene Stände, an denen etwas zum Beißen oder zum Schleckern feilgeboten wird. Der Sinn steht nach Magenbrot, türkischem Honig, duftenden heißen Kastanien und leckeren Rostbratwürsten. An den Marktständen werden aber – namentlich vom Landvolk –

auch immer noch nützliche Sachen erworben: Hosen und Hüte und allerlei Gerätschaften. Es fehlen auch nicht die Sachen «zum Schmucke des Heims», Bilder und gestickte Kissen, den einen zur Freude, den anderen zum Gespött.

Jahrmärkte bringen eine willkommene Abwechslung in das Leben der Marktorte, und selbst wenn der wirtschaftliche Gewinn für diese nicht mehr groß wäre, möchte man sie nicht missen. Für manche Kleinstadt und namentlich für viele Kinder wäre der Jahreslauf ärmer, wenn es keine Märkte mehr gäbe. Einstweilen sind sie aber immer noch munter am Leben, nicht überall gleich kräftig freilich; sie mögen weiter bestehen bleiben. Das Thurgauer Jahrbuch sucht ihren bunten Wirbel in vielfältiger Facettierung vor Augen und Ohren zu führen. n.

EINST AM AMMERSCHWILER JOHRMART

Im Märzen zu den Schneeglöcklein, im Sommer am Abend zum Baden im See und im Herbst an den «Ammerschwiler Johrmart», das waren die gemeinsamen köstlichen Reisen damals zu Anfang der neunziger Jahre unserer Dozwiler Schuljugend. Die Schneeglöcklein fanden wir im stillen, mächtigen Wald von Sommeri, über einsame Feldwege ging es zur umgrüntem, verschwiegenen Seebucht, und der Landschaft gleich erschienen wir als eine stillvergnügte Kinderschar auf solcher Fahrt.

Anders zum Jahrmarkt. Da liefen wir auf der breiten Landstraße an alemannischen Weilern vorbei, wie mein Vater die kleinen Dörfer am Wege nannte, in das große Dorf mit dem herrlichen Platz, in das Menschengewühl! Über dem Gotthard, hörte ich sagen, in Italien, gebe es auch solche Plätze mit Märkten, und die Eidgenossen seien auch immer gern dahin gezogen, überhaupt auf Märkte. Also war auch unsere Freude begreiflich, als wir uns zum Aufbruch sammelten, damals im Oktober 1893. Man denke, die Unterdörfler Stickerkinder mußten nun einen ganzen Nachmittag nicht fädeln und die Oberdörfler keine Kühe hüten. Die Sonne lachte dazu, und es ging ein lustiger Seewind, welcher die baumwollenen Röcke und Schürzen der Mädchen blähte, nur ihren Haaren konnte er nichts antun; sie waren streng mit Wasser zu Zöpfen und Zöpfchen hinten an die Köpfe gezerrt worden.

Trine Fannili hatte sich an die Spitze des Zuges gemacht und schwenkte ihr rotes Nastuch gleich einem Fähnlein. Beim letzten Haus begann der «Begg» zu singen: «O du lieber Augustin.» Da stand plötzlich vor uns, vom Feld hergekommen, der älteste und wohlhabendste Bauer des Dorfes. Mit finsternen Blicken musterte er uns, und dann sagte er zornig: «Da get Büechli, da get Büechli!» Ich kannte ihn wohl, er war unser Herr Vetter. Sein Korb mit Falläpfeln hing ihm schwer am Arm, und mit dem andern stützte er den vom Bücken schmerzenden Rücken. Ich spürte, mehr als

das bedrückte ihn der Gedanke an das Geld, das wir zum Dorf hinaus trugen statt in die Kassenbüchlein zu legen. Er hatte gewiß Angst um die Kantonalbank.

Der «Begg» hatte aufgehört zu singen, und Trine Fannili war in die Reihen zurückgetreten und hatte ihr Fähnlein eingesteckt. «Ach, Herr Vetter», hätte ich sagen mögen, «keinen Fünfliber tragen wir fort; einige von uns, auch Trine Fannili, haben gar kein Geld, laufen nur zum Schauen.»

Im Marschieren dachte ich an mein Kassenbüchlein, vom Götti und der Gotte genährt. Ich meinte, die halbe Welt sei halt arm, weil es mit dem Leinwandhandel nicht mehr ging und die Baumwollgeschäfte nicht viel eintrugen, die Stickerei am Einschlafen war im Dorf, weil draußen die Schifflistickerei drohte. Man mußte jetzt nur das stattliche Haus mit seinen Nebengebäuden ansehen, an dem wir nun vorbeikamen zu Brüschwil, und seine zwei so schön geformten Lusthäuslein im Garten, die schliefen wie das Haus, und doch, so hatte mein Vater erzählt, waren hier einmal heitere Abende gefeiert worden, und die Gläser und Lieder hatten geklungen. Jetzt waren die Läden geschlossen und verstaubt.

Es liefen nun andere Kinder vor uns hin, von der Katzenrüti wahrscheinlich. Ein Bub rief uns zu: «Hòòd er Gelt?» Fannili prahlte: «Meh als eer!»

Vom Sonnenberg an wurde die Stimmung wieder heiter. Kein Wunder, wenn so ein Säntis und der Kronberg davor predigten: «Freuet euch!»

Schon im Tal der Aach hörten wir, daß am Jahrmarkt eine Frau ohne Unterleib und noch andere schauerliche Sachen zu sehen seien. Von solcher Kunde wurden unsere Schritte schneller, und auf einmal standen wir unter allem Volk auf dem großen Platz und wurden schier getragen von dem Lärm der Ausrufer und dem Orgelspiel der zwei glitzernden Karusselle. Es drängte uns



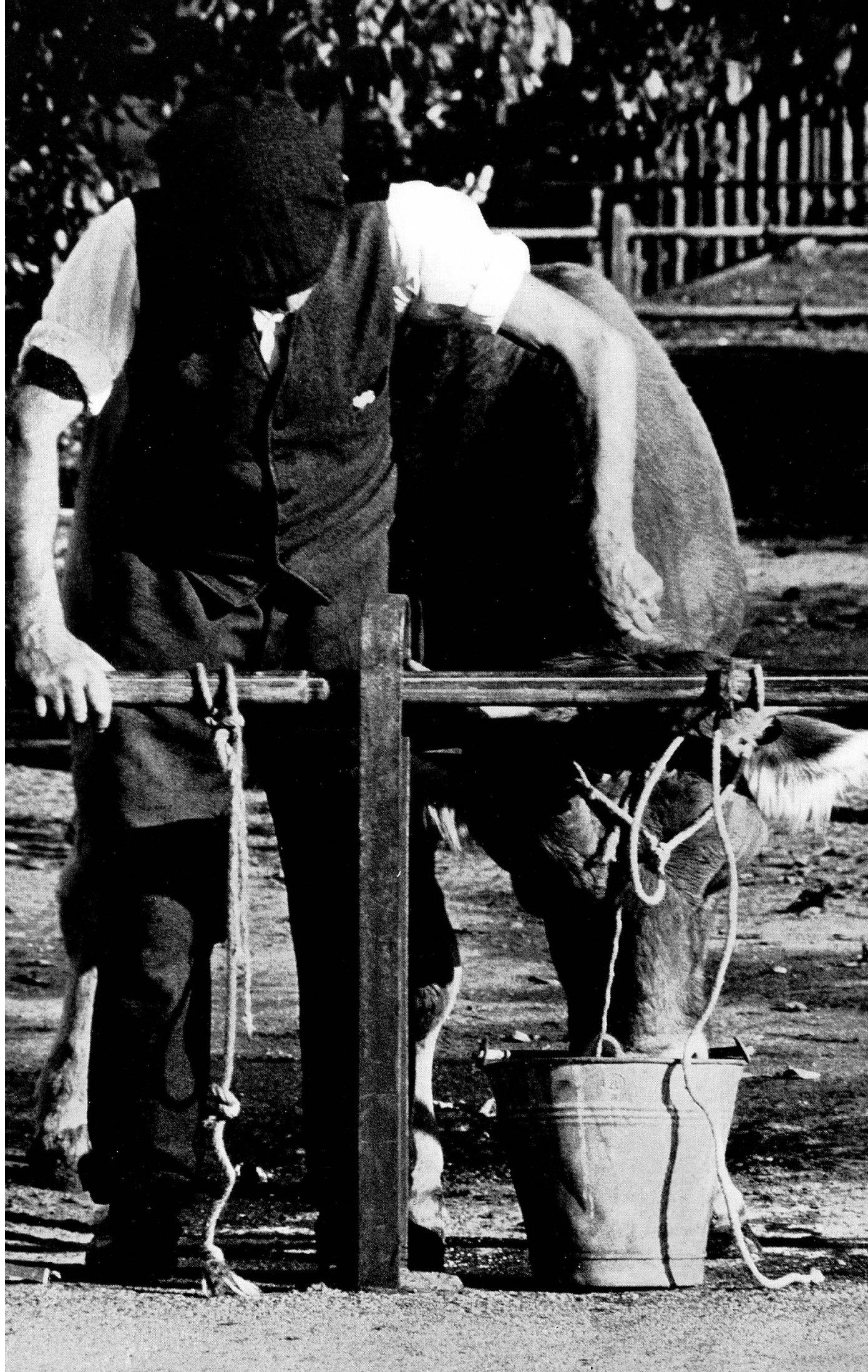
Herbstmarkt in Amriswil

an den Lismern, Hosenträgern, Hüten, Kappen und Endefinken vorbei zu der armen Dame. Und plötzlich war sie zu sehen im Ausschnitt eines Zeltes, aufgestellt auf einer Kiste. Und weil sie keinen Rock tragen konnte, hatte sie ihren verbliebenen Oberkörper mit allem Flitter behängt. Sie lächelte wahrhaftig, die Arme, Halbe! Man konnte sie immer nur ein paar Minuten sehen; dann kam ein Mann mit großem Schnauz und zog ein Vorhänglein über sie. Dann rief er allen Kindern: «Herein, schöne Fräulein,

schöne Herren!» Es seien hier zu sehen im Zelt ein Raubmord, ein Bergunglück, die dickste Frau der Welt, der Mann mit drei Beinen alles durch ein Guckloch. Weil des hohen Preises wegen kein Bub und kein Mädchen eintreten wollte, jagte er uns mit groben Worten hinweg.

Merkwürdig, die Dame ohne Unterleib plagte uns in Gedanken. Wir hatten heute gar keine große Lust zum Magenbrot. Der Mann dort fuhr mit so groben Händen in den süßen Berg hinein und füllte «Chucher» aus dunklem grobem Papier. Nur wenige von uns kauften ein. Wir sprachen von der armen Dame und berieten, wie sie wohl zu Nahrung komme und wo diese dann hingehet. Nun lockte einige mit Geld Versehene das Karussell. Da saß ich nun mit zwei Buben aus dem Oberdorf, jedes auf einem Rößlein, und solche Stellung hatte mir früher ein erhabenes Gefühl geschenkt. Jetzt sah ich beim Herumfahren nur dort auf dem Platz das Trine Fannili, und es erschien mir so klein und dürftig. Dazu machte einem die ziehende, eher traurige Musik ganz Heimweh. Wie und wo konnte wohl die Dame ohne Unterleib schlafen, hatte sie auch eine gute Mutter oder einen rechten Mann?

Nun standen wir alle wieder auf dem Platz und ratschlagten. Da wies der «Begg» auf einen Bäckerladen, aus dem immer wieder Kinder traten, die ein weißes Wölklein trugen. Die Wölklein waren freilich bald verschwunden; dann gingen die Kinder hinein und kamen mit neuen Wölklein, die sie verschlangen. Der «Begg» und ich besannen uns nicht lange. Da standen wir im Laden, wo eine freundliche, saubere Frau immer wieder den weißen Schaum, Nidel, auf weiße gebackene Tellerchen legte und dafür einen Zehner nahm. War das eine Speise! Schier nicht von der Erde, eher vom Himmel! Schmausend sah ich einmal auf und erkannte



zu meinem Staunen, daß der Walter aus dem Oberdorf dem Trine Fannili und zwei andern, die ohne Geld waren, süße Beckelein mit geschwungenem Nidel kaufte. Und er mußte doch seine Jahrmarktsrappen auch verdienen mit seinem Leiterwagen, mit dem er Baumwollballen auf die Bahn führte. Aber es schien ihn nichts zu reuen. Und jetzt auf einmal den «Begg» auch nicht, mich auch nicht, andere aus dem Oberdorf auch nicht. Alle, alle bekamen genug. Es war ein Fest, und wir wurden immer fröhlicher, vergaßen die halbe Dame. Trine Fannili schleckte noch lange auf dem Heimweg mit seinem Zünglein um den Mund herum und sprach dazu: «Choge fein!»

Wir sangen im Marschieren, auch als wir ins Heimatdorf einzogen. Da ging vor uns her die hagere, freundliche Frau Lisebeth, welche die «Thurgauer Zeitung» vertrug. Sie stand bei uns still und erkundigte sich herzlich nach unsern Erlebnissen. Sie fragte nicht: «Hòòd er nò Gelt hòòpròòcht?» Das war gut, denn wir hatten allesamt keinen Rappen mehr.

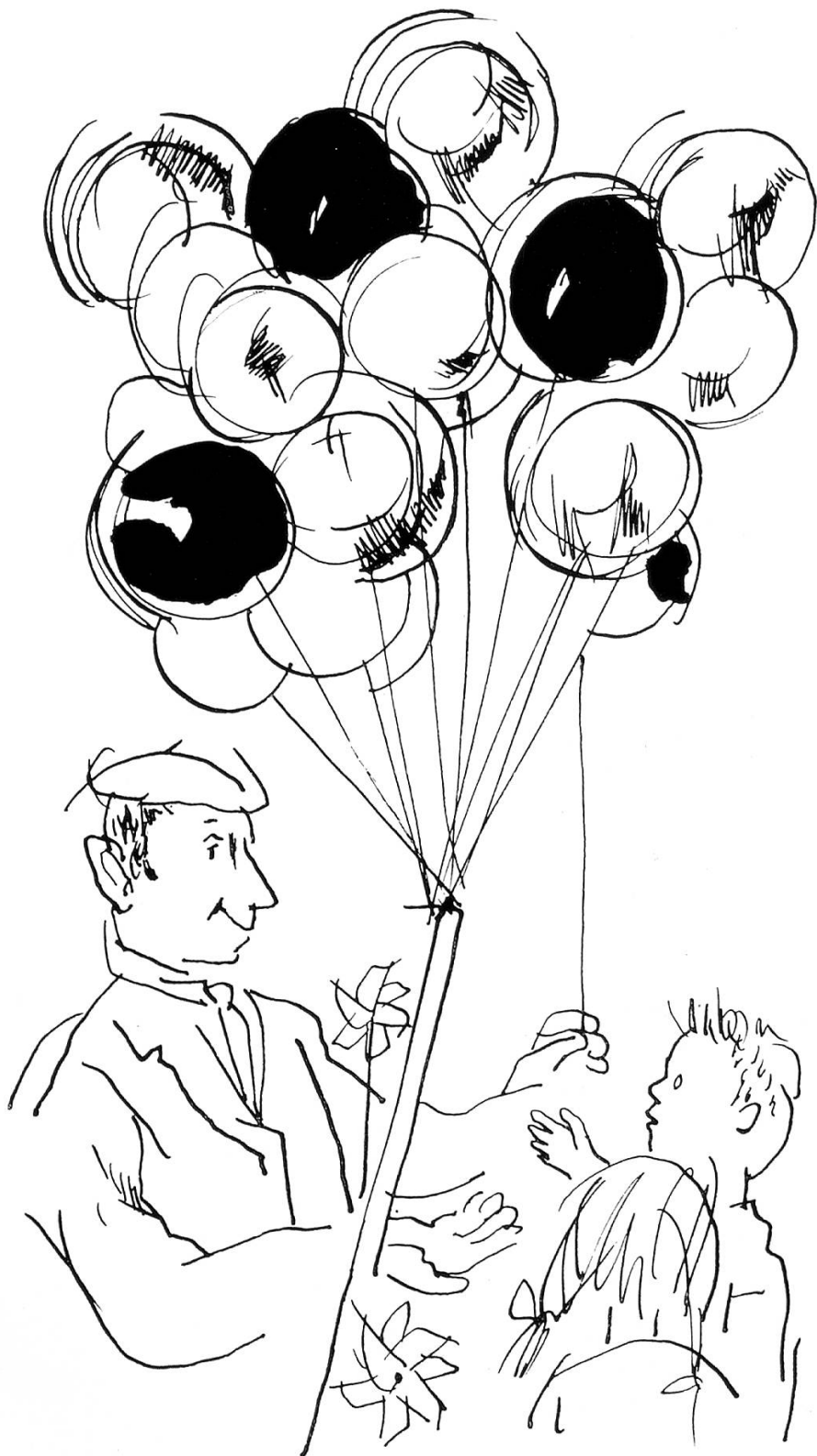
KLEINES LIEBESLIED

Ein Amriswiler Jahrmarktmärchen – Zeichnungen von Alfred Kobel

Das ist eine Geschichte ohne Anfang und ohne Ende; denn keiner weiß, woher sie kamen und wo sie geboren wurden, vielleicht in einer Fabrik in Deutschland oder aus der Tschechoslowakei; sie lernten sich auf dem Bahnsteig von Amriswil an jenem hellen Frühlingsmorgen kennen, als der Hausierer Michael Sonderer mit der Stange, an der die bunten Ballone im frischen Winde zappelten, den Zug verließ, um sie auf dem Jahrmarkt feilzuhalten, und es war, wie man nun annehmen muß, Liebe auf den ersten Blick.

Es gab verschiedene Charaktere und Temperamente an dieser Stange, solche, die gelassen und schicksalsergeben über das Marktgewimmel blickten, es waren die blauen; solche, wie die grünen Ballone, die vorwiegend neugierig auf ihren weitem Weg warteten und über die Kinder werweißten, die sie dann in ihren Händen halten würden; anders die roten, die mit dem vorbestimmten Schicksal nicht einverstanden waren, andere Pläne in sich trugen, geladen mit Abenteuer- und Entdeckerlust, und wie wild an ihren Schnüren zogen; dann die gelben, denen jede Bindung Bedürfnis und Wohltat war, für die die kleine Kinderfaust Heimat bedeutete und die sich erst in der Enge geborgen und wohl fühlten – ach, es war eine kleine Gemeinde von Gutgesinnten und Böswilligen, Zufriedenen und Sehnsuchtsgeschwellten, die im farbigen Bild des Marktes wie eine große geschlossene bunte Kugel der Lebensfreude und Kinderlust strahlte.

Es gab noch mehr solche Ballonverkäufer auf dem Markt; beim «Schäfli» stand einer, einer beim «Ochsen», aber den größten Zulauf hatte doch Michael Sonderer; nicht weil seine Ballone anders oder begehrter waren als die übrigen, aber über seinen Ballonen schwebte, licht wie eine Wolke, ein einziger schneeweißer Ballon, wie man ihn noch nie auf dem Markt von Amriswil gesehen hatte, eine vielbestaunte wirkliche Seltenheit, die Michael Sonderer mit pffiffiger Miene in seinen Handel einbezog; denn wenn die kleinen



Buben oder Mädchen nach dem weißen Ballon beehrten, fragte er zwinkernd-schlau: «Ja, Buebli, wieviel Geld hast denn? – Soso, das ist viel, viel zu wenig, das ist nämlich ein ganz seltener Ballon, aus besonderem Stoff, der kostet, ja man darf das gar nicht sagen – aber nimm diesen da, den roten, den kannst du für dein Geld haben»; und Michael Sonderer machte an diesem Tag ein gutes Geschäft.

Kam nun aber eine Mutter oder ein Onkel und waren willens, den verlangten, aber nicht genannten Preis zu bezahlen, zuckte Michael Sonderer traurig bedauernd die Schultern: «Den würde ich Ihnen schon geben, aber er ist der einzige, ich kann ihn nicht verkaufen, wissen Sie»; und wenn die Leute weiter drängten, schwindelte er mit grämlich verzogenem Mund: «Wissen Sie, ich habe zu Hause ein Kind, das hängt an diesem Ballon, es würde ihm das Herz abdrücken, wenn ich heute abend ohne den Ballon heimkäme» – da nickten die Mütter und Onkel mit mitleidig verstehendem Sinn und verzichteten auf den weißen Ballon und schenkten den Kleinen einen andern Ballon, und Michael Sonderer klimperte im Sack mit der schwerer werdenden Münze.

Ach, er spürte dabei kaum, wie der weiße Ballon jedesmal heftig zitterte, wenn er von den Kindern begehrt wurde – ach, wie mancher sehnt sich nach Schönheit und Ruhm und dem Außerordentlichen, aber wer weiß es, je beehrter man ist, um so gefährlicher ist das Leben – es war nicht die Sorge vor dem ungewissen Schicksal eines verkauften Ballons, das die «weiße Wolke» beunruhigte, aber sie hatte sich auf dem Bahnsteig heftig in einen roten Ballon verliebt. Die Angst nun, diesen Geliebten bei einem Verkauf verlieren zu müssen, trübte die helle Süße ihrer Liebe mit einer dunklen Schwermut.

Er war nicht der stattlichste, es gab schönere, prallere, glänzendere rote Ballone, ja er hatte einen kleinen schwarzen Flecken, der ihn



häßlich und fast unverkäuflich machte, aber er war der ungebärdigste, der leidenschaftlichste; er riß an seiner Schnur mit der Heftigkeit des Empörers und überwältigte die weiße Wolke mit dem Außergewöhnlichen seiner Art.

Sie liebten sich über alle Grenzen und Schranken hinweg; denn die andern Ballone, eifersüchtig und neidig, wie's auch die Menschen manchmal sind in diesen Situationen, machten sich besonders breit und bliesen sich auf, so gut sie es konnten, um damit den beiden Liebenden jede Annäherung zu verunmöglichen. So

einen häßlichen Kerl zu lieben, plusterten sie, das vornehme Fräulein Wolke, höhnten sie.

Aber wo die Liebe stark und wahr erblüht, hat sie immer ihre Verbündeten; es war der Wind, Gefährte der Sehnsucht, der sie gegeneinandertrieb, und manchmal blies er so vergnügt stark, daß sie sich über alle andern hinweg schnell und hastig küssen konnten. Aber die Seligkeit dieser Begegnungen währte nur kurz, und der Wind allein schaffte es nicht; denn die Menge war zu stark, zu dicht; aber wer in der Liebe warten kann und sie in ihrem Glanz erhält, hat seine Zeit – je weiter der Tag fortschritt, um so lichter wurde es um die Stange; nun standen den Liebenden nicht mehr viele im Weg, und gegen die einzelnen Meckerer war ihre Liebe die stärkere Kraft.

Ach, es war das ewig süße delphinische Spiel des Sichfindens und Verweigerns, des Suchens und Küssens, und immer der Wind dabei mit seinem Schmeicheln und seiner Melodie. Als der Wind einmal zu kräftig blies, verwickelten sich die Schnüre ineinander, so daß sich der rote Ballon und die weiße Wolke in inniger Umarmung liebkosten. Aber selten kann die Liebe in ihrer Schönheit und Reinheit dauern, das Ordinärirdische mischte sich hinein mit Fluchen und Schimpfworten des erbosten Hausierers Michael Sonderer, der mit einiger Mühe die umschlungenen Schnüre löste. Sie liebten sich einen langen Tag; das ist für Liebende, gewiß aber für Ballone eine Ewigkeit. Aber dann, als man schon den Mondaufgang ahnte, nahte das Verhängnis – ein kleiner Bube, der geschickt gewartet hatte, man hatte ihm gesagt, daß am Schluß des Marktes die Händler alles billiger abgeben, um die Ware noch loszuwerden, bevor sie zusammenpacken –, ein kleiner Bube streckte dem Hausierer sein heißnasses Geld entgegen, das er fest umschlossen gehalten hatte in seiner schmutzigen Faust; er zeigte auf den weißen Ballon. Aber der Hausierer schüttelte den Kopf:



«Zu teuer für dich», sagte er, «komm, nimm den da», und er nahm den roten Ballon mit dem schwarzen Flecken und wollte ihn dem Kleinen um das Handgelenk binden.

«Nein, nein, in der Hand halten», widerstand der Bub.

«Bist selber schuld, wenn er wegfliegt», sagte der Hausierer.

Wenn Ballone weinen könnten, hätte die weiße Wolke jetzt herzzerbrechend geweint; ach, sie blickte ihrem roten Gefährten nach, wie er immer wieder zwischen den Marktständen auftauchte, als winkte er ihr Abschied und Trennungsweh. Aber sie kannte ihren Geliebten noch nicht genau; er winkte nicht, er kämpfte trotzig

und ungebärdig gegen die Gefangenschaft und gegen sein Schicksal, und als der kleine Bub beim Drehorgelmann vor dem Café Bachmann selbstvergessen stillstand, gelang nun dem roten Ballon die Befreiung, er schlüpfte aus der locker gewordenen schweißigen Faust und wirbelte mit einer für den vor Schreck blaß gewordenen Buben, der dann plötzlich zu heulen anfang, unfaßlichen Geschwindigkeit über die Dächer in den Abendhimmel hinauf.

Die weiße Wolke aber, als sie den freien Flug ihres Gefährten entdeckte, wurde von einer unnennbaren Sehnsucht getrieben, und es war der Wind und es war ihre Liebe, sie zog und wehrte und kämpfte gegen die Bindung an der Stange, und plötzlich glitt sie weg und hinauf in die Freiheit.

Oh, wie der Hausierer fluchte und schimpfte und klagte. «Hätte ich den früher verkauft, oh, ich Simpel, oh, ich» – und er machte eine dicke, böse Faust. Aber die weiße Wolke spürte nichts mehr von dieser engen kleinen Welt; sie schwebte in einem Glücksgefühl sondergleichen hinauf ins Licht des Mondes, der nun groß und gelb am Himmel stand.

Ein alter, weiser Mann von der altmodischen Art stand um diese Zeit am Fenster und blickte durch sein Fernrohr hinauf zum Mond und zu den ersten Sternen. Da sah er im Schimmer des Mondes zwei schwarze Punkte, die langsam höher schwebten, ohne sich je zu berühren, und dann im Dunkel der Nacht im Unendlichen verschwanden.

«Wie ein Sinnbild», murmelte er vor sich hin; aber er war so klug, daß er nicht sagte, was er mit dem Sinnbild meinte – vielleicht, daß wir es wissen, daß immer die Sehnsucht das Herz bewegt und nicht die Erfüllung, vielleicht, und wie diese Geschichte keinen Anfang hat, so hat sie auch kein Ende, weil wir nie wissen, worin das Geheimnis der unruhigen Herzen beschlossen liegt.

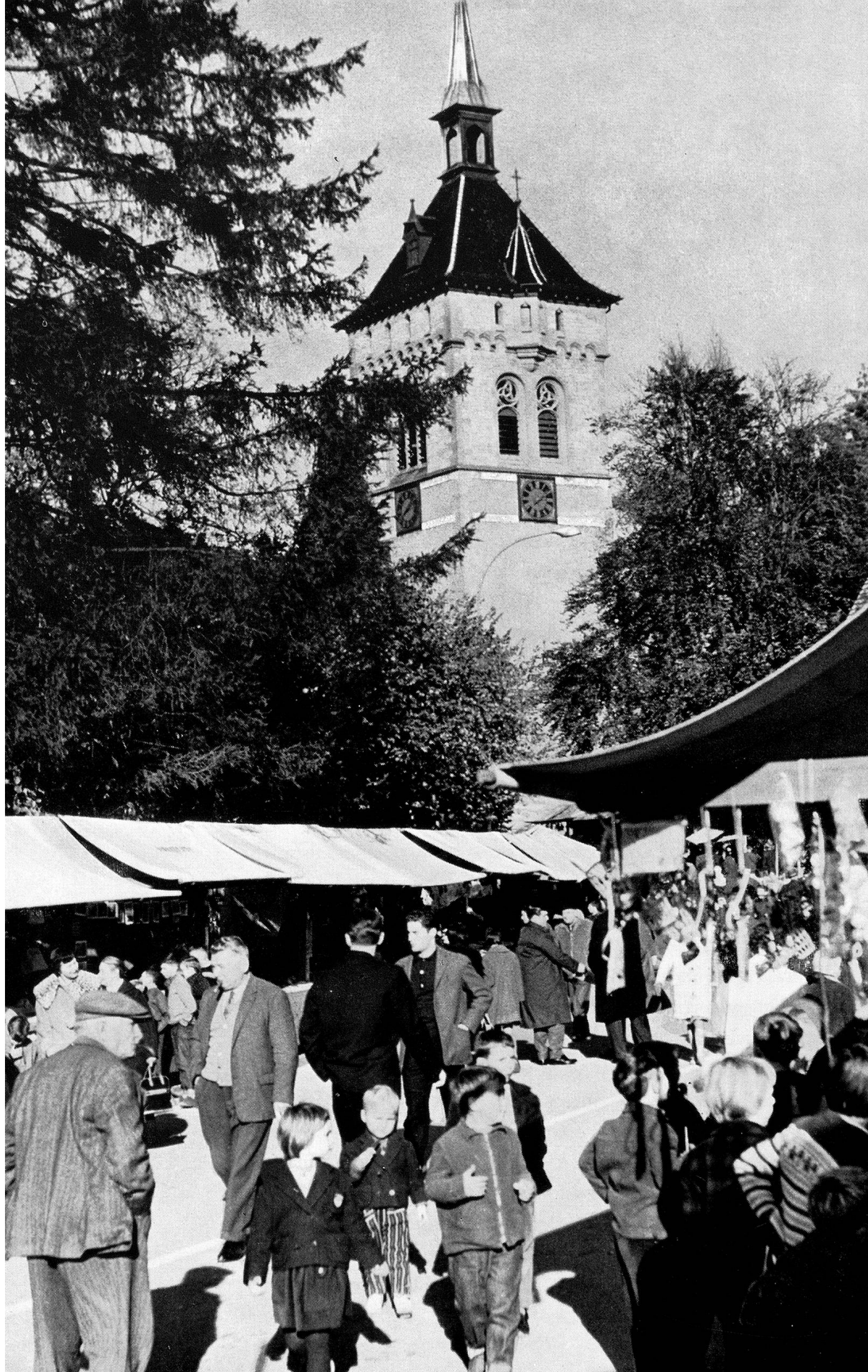
JAHRMARKT IN ARBON

Zu uns aufs Bergli drang die Jahrmarktmusik nur schwach, aber doch laut genug, daß die Buben nach Mützen und Handschuhen zappelten, das Mäntelchen des Kleinen brachten und flehten: «Mami, gehn wir endlich?» Ich fand kaum Zeit, den Kleinsten in den Wagen zu setzen, und schon ging's die lange Rebenstraße hinunter. Immer schneller und schneller liefen die kurzen Beine. Endlich schwenkten wir ins Pärklein ein, und dann standen wir auf der Bahnhofstraße vor den Ständen mit Bibern und Magenbrot. Aber all die süßen Dinge hatten gut locken, die Würste auf dem Rost konnten noch so herrlich duften, die Buben drängten weiter zum Engelplatz.

Dort standen sie eine Weile benommen still. Die Karussellorgeln dudelten, die Glocke der Schiffschaukel schellte, vor einer Bude tutete und trommelte ein Clown. Menschen drängten sich auf dem Platz, schoben sich immer wieder zwischen die Mutter und die Kinder und auch vor das Karussell mit den schneeweißen Pferdchen, die im Sprung erstarrt waren.

Vor Jahren konnte es geschehen, daß Papa Saurer über den Jahrmarktplatz spazierte. Sah er dann Kinder, die voll Verlangen, aber ohne Batzen im Sack vor den sich drehenden weißen Rößlein standen, so langte er nach seinem Geldbeutel, zahlte dem Reitschulmann eine runde Summe, und die Kinder fuhren um und um, bis der Mann am Bremshebel fand, es sei nun genug.

Auch unser Ältester blickte sehnsüchtig nach einem springenden Schimmel. Ich hob den Buben in den Sattel. Das Karussell begann sich zu drehen, und der Jüngste im Wägelchen staunte, wie der Bruder langsam auf seinem Pferd hinter der Orgel verschwand. Nun tauchte er wieder auf, fuhr näher. Etwas blaß sah er aus. Er winkte schwach und verschwand bald wieder. Jedesmal, wenn er



auftauchte, sah er elender aus. Ich hob einen stillen Reiter vom Pferd.

Sein jüngerer Bruder hatte kein Verlangen nach eigenen Reitkünsten. Er blieb vor dem Mann mit der Zuckerwatte stehen. Er war auch gar geschickt, der Mann. Da hielt er ein Stäbchen in eine kreisende Trommel, und schon streckte er eine riesige Blume aus rosaroter Zuckerwatte dem Buben entgegen. Bald zierte ein klebriger Schnauz die Lippen.

Der Kleinste streckte seine Hände nach einem feuerroten Ballonmannli aus. Es hatte ein pralles Bäuchlein, einen Eierkopf. Die kurzen Beine steckten in Kartonsohlen. Dieses fröhliche Männlein ließ sich nicht unterkriegen. Wenn man es umwarf, gleich stand es wieder auf. Auf unserem Weg am Schloß vorbei, die Hauptstraße hinauf, mitten im Gedränge, jauchzte das Büblein. Immer wieder drückte es das Mannli auf die Wagendecke nieder. Aber da, ich war eben dabei, ein Säcklein Magenbrot zu kaufen, erschreckte mich ein Knall. Ich drehte mich um, das Mannli war nicht mehr da. Nur noch einige klägliche rote Fetzen klebten an den Kartonsohlen. Mit einem schluchzenden Büblein fuhren wir aufs Bergli zurück. Bald brauchten die Buben auf dem Engelsplatz die Mutter nicht mehr. Sie spazierten mit klimpernden Batzen die lange Straße zwischen den Ständen hinunter, von der St.-Johann-Kapelle bis zum Hotel «Krone». Der Jüngste gab seinen Batzen hin für ein Autöli, der Mittlere wagte einen ganzen Franken für einen Elefanten aus Bronze, und der Älteste schüttete alle seine Rappen zusammen; denn eine Zapfenpistole lockte. Als die drei am Abend ins Haus stürmten, war die Munition schon fast verschossen. Dafür rieben einige Mädchen im Quartier ihre Waden, so daß die Pistole konfisziert werden mußte.

Mit der Zeit wurden keine Autöli oder Tierchen heimgebracht, dafür ein Büchlein, vielleicht ein Sackmesser, und einmal hatten

die Buben am Stand des Verkehrsvereins beim Schloß Lose gekauft. Da hatte ihnen ein freundlicher Mann einen Sack Spaghetti in die Hand gelegt, dazu ein Büchlein Tomaten und ein großes Stück Käse. Ich mußte nur noch das Wasser aufsetzen, es gab einen feinen Znacht.

Nach und nach verlor der Jahrmarkt für die Buben etwas von seinem Zauber. Für die Reitschule waren sie zu groß, und mit einem Mädchen auf dem Autoscooter zu fahren, dafür reute sie noch das Geld. Einmal am Fastenmarkt, es roch schon nach Frühling und der Säntis stand ganz nah im Föhnlicht, trieb es die Buben weg vom Engelplatz auf das nahe Grundstück mit dem Bootschuppen. Aufgebockt stand er da, unser geliebter Fischerkahn. Die Buben strichen mit den Händen darüber hin, dachten an sommerliche Seefahrten, und dann suchten sie die Stände ab nach Angelhaken. Trompeten, Hosenträger, Türkenhonig und Käpselipistolen gab es, aber Angelhaken mußte man im Städtchen suchen, fernab von Orgelmusik und Marroniduft.

Dem Martinimarkt im November aber blieben sie immer treu. Dieser Markt war auch stets der bedeutendere gewesen, trug er doch den Namen des Kirchenpatrons. Er ließ schon an die Adventszeit, an Weihnacht denken. Dazu bot er noch etwas ganz Einzigartiges. Oben im Schloßhof lockte der Flohmarkt des sozialistischen Frauenvereins. Zwischen gebrauchten Kleidern, Schuhen, Bildern und Möbeln strebten die Buben dem Geschirrstand zu. Da gab es billige Gläser aller Arten, wunderbar geeignet für chemische Versuche. Und dann die alten Radios und Grammophone! Das war eine Fundgrube für unsere Bastler. Jetzt noch, wenn sie Radoröhren oder einen Lautsprecher brauchen, seufzen sie: «Man sollte eben nach Arbon auf den Flohmarkt können!»

Anno dazumal, das war vor etwa sechzig, siebzig Jahren, das heißt so weit die persönliche Erinnerung zurückreicht.

War das ein Ereignis, wenn als Vorfrende auf den Mai- oder Martinimarkt die Komediwagen eintrafen, für uns Kinder der Inbegriff des Geheimnisvollen! Muskulöse Männer in gestreiften Leibchen und mit imponierendem Schnurrbart stellten schwitzend und fluchend «d Riitschuel» auf; es gab nur eine einzige, und keine Schiffschaukel. Es fehlte auch die Schießbude nicht mit ihren herrlichen Siegespreisen, als da waren mit Silberglanz überzogene Glasvasen, wie sie heute als gesuchter Edelkitsch in Boutiques glänzen, billige Tonpfeifen und grellrote Papierrosen. Nicht zu vergessen das Haut-den-Lukas-Instrument, wie als Gipfel des Ganzen ein herrliches Panorama.

Waren die Vergnügungsattraktionen auf dem Obertorplatz etabliert, so lockten im Unterstädtchen, an der Markt-, Kirch- und Tuchgasse, Stand an Stand mit ihrem üppigen Warenangebot. Der Käufer und Schaulustigen waren so viele, daß es kräftiger Ellbogen bedurfte, sich durch die Menge zu schleusen. Hier hielt man den unentbehrlichen Plüschlimer feil, dort pries einer seine Sensen, Wetzsteine, Schlachtmesser als absolute Spitzenprodukte, während daneben eine Fülle von Stroh- beziehungsweise Filzhüten vorletzter Saison ihrer Bestimmung harrten. Zopfgeschmückte Frauen und Mädchen (die «Dame» schlief noch im Zeitenschoß) versuchten mit mehr oder weniger Glück diese tollen Gebilde auf dem Kopf zu placieren. Dann die Dessous, alias Unterröcke. Solche gab es in Mengen, und ihre Farbskala war beachtenswert. Man konnte diese unentbehrlichen aus dickem, feuerrotem Barchent, verziert mit Seitentaschen, oder aber – was feiner wirkte – aus Filz bekommen. Die Unterröcke mußten weit und lang sein. Wollte man gar Luxus treiben, so gab's noch deren etliche aus Wollmoirée. Nicht gerade elegant flatterten dicke

Unterhosen in der meist rauhen Novemberluft. Der «billige Jakob» mit seinen Späßen durfte nie fehlen. Er bot für wenig Geld ein Maximum an Ware und sah sich stets von jung und alt belagert. Magenbrot und Türkenhonig, Biberli wie Appenzeller Fladen waren äußerst begehrt, wurde doch die Jugend von einst nur an Festtagen mit Süßigkeiten verwöhnt. Welche Wunderdinge zauberte der Glasbläser vor unsere entzückten Kinderaugen: zierliche Rehe, springende Hunde, eine aufgepustete Glaskröte! Den Hunger zu stillen, lockte der Stand mit den Stumpen, den St.-Galler Schübligen, dem Servedaring, das heißt sechs Stück der leckeren Wurst. Man bezahlte dafür 1 Franken 20 und bekam dann, weil sozusagen en gros eingekauft, eine siebte dazu. *Das* waren noch Zeiten!

Zum Jahrmarkt erschien oft auch der Zirkus Knie, damals noch ein bescheidenes Unternehmen. Doch die Honoratioren des Städtchens sahen es als große Ehre an, wenn die Knies sich von ihnen einladen ließen, sei es bei sich zu Hause oder aber am Stammtisch der altrenommierten «Linde».

Bei uns zu Hause kochte man jeweils eine Riesenpfanne mit Bohnensuppe; die Marktfrauen der nähern Stände freuten sich darüber. Trotz strengem Verbot der Mutter, irgend etwas anzunehmen, fiel für mich doch gelegentlich ein Batzen als Erkenntlichkeit der also Gelabten ab ... Im übrigen bettelte man mehr oder weniger verschämt in der ganzen Verwandtschaft um Jahrmarktsgeld; denn daheim wurde lediglich ein Zwanziger bewilligt. «Das gibt viermal Riitschuelfahren», sagte die Mutter; «zu meiner Zeit gab es nur fünf Rappen; aber eben, die Jugend wird immer verwöhnter!»

Nun, etliche Zwanziger verhalfen mir dann zu einem der graulichsten Erlebnisse meiner Jugend. Natürlich ohne Erlaubnis ging ich mit einer Freundin – wir mochten etwa elf Jahre zählen – ins

Panorama. Ein verdunkelter Raum, eine Reihe runder Gläser, eine Welt des Unfaßbaren. Blickte man klopfenden Herzens durch die Gucklöcher, so erstand eine nie geahnte Realität. Jerusalem beispielsweise, Neapel mit dem rauchenden Vesuv oder etwas anderes: Wir erlebten in erschreckender Naturtreue, wie der Mörder Gatti in Luzern geköpft wurde. Wir zitternden Wesen sahen seinen blutenden Kopf in einen Korb springen! Das Ganze natürlich in knalligsten Farben. Mit jahrelangen Angstträumen wurde dieser Ungehorsam bezahlt, und niemals hätte ich gewagt, meiner Mutter davon zu erzählen. Trotzdem lebt der Zauber des Jahrmarktes von einst in unverblaßter Erinnerung.

Markttage wurden in Dießenhofen wohl seit der Stadtgründung, 1178, gehalten. Allerdings mag es sich dabei mehr oder nur um einen wöchentlichen Markttag gehandelt haben, an welchem sich die Bevölkerung der Stadt und ihrer nächsten Umgebung mit den nötigen Lebensmitteln und anderen dem täglichen Gebrauch dienenden Waren eindeckte. Verkäufer und Käufer waren darum in der Hauptsache die einheimischen Bauern und Handwerker. Dies darf angenommen werden, obschon die Dießenhofer Stadtrechte von 1178 und 1260 kein Marktrecht nennen; denn zur mittelalterlichen Stadt gehörte der Wochenmarkt für die Versorgung mit Lebensmitteln und gewerblichen Erzeugnissen.

Im Jahre 1378 verlieh Herzog Albrecht von Österreich der Stadt Dießenhofen das Recht zur Abhaltung von zwei Jahrmärkten, von denen der eine von Dienstag bis Samstag nach Pfingsten, der andere am St.-Dionys-Tag (9. Oktober) und den darauffolgenden vier Tagen stattfand. Diese beiden ersten urkundlich belegten Jahrmärkte dauerten also je fünf Tage und reichten in ihrer Bedeutung weit über die Wochenmärkte hinaus, indem sie einen viel größeren Kreis von Käufern und Verkäufern aufwiesen. Auf diesen Jahrmärkten wurden nun nicht nur die alltäglich zu brauchenden Produkte und Waren, sondern auch viele andere Kaufmannsgüter gehandelt. Da sah man denn auch fremde Handelsleute, und ordentlich bunt und lebendig mag es an diesen Tagen im Städtchen zugegangen sein. Die Marktgasse (heute Hauptstraße) samt ihren Nebengassen, die Kirchgasse und der Rathausplatz waren mit Marktständen belegt. Das Kaufhaus, wo vor allem Rohprodukte gehandelt wurden, war von Händlern belagert, und auf dem Rathaus hatten der städtische Säckelmeister und die Marktherren alle Hände voll zu tun, um Ordnung und Recht an diesen Tagen zu hüten, Zollgelder und andere Abgaben entgegenzunehmen. Unter den Stadttoren walteten die Torhüter geharnischt und bewaffnet

ihres Amtes, und in gleicher Ausrüstung patrouillierten eine Anzahl wehrfähiger Bürger als Marktwache durch das farbige Treiben im Städtchen. In den Gasthäusern und Trinkstuben der Stadt war Hochbetrieb, und fahrende oder bestellte Spielleute sorgten für Tanzmusik und allerhand Späße. Diese Jahrmärkte waren gewiß die wirtschaftlich bedeutendsten Tage des Jahres für Käufer und Verkäufer, für Handel und Gewerbe und nicht zuletzt für den Stadtsäckel.

Das Kaufhaus der Stadt scheint seinen Standort ab und zu gewechselt zu haben. Nach dem Zollvertrag zwischen Dießenhofen und der süddeutschen Stadt Memmingen vom 17. Mai 1426 zu schließen, wurde kurz vor diesem Datum in Dießenhofen ein Gredhaus erstellt, das, wenigstens damals, auch als Kaufhaus diente. Im alten Dießenhofer Stadtbuch ist 1434 von einem Kaufhaus die Rede, das sich offenbar im obern Stadtteil befand. Im Stadturbar von 1525 steht: «Batt lainhuser git 1 Gulden vff Martini ußer und ab sienem hus vnd hoff im Roßysen am alten Kouffhus vnd dem hus zum Pflug.» Roßysen aber hieß damals der große Häuserblock westlich der heutigen Helferei- und der Metzggasse. Anno 1649 verkaufte die Stadt das Kaufhaus, das damals an der Stelle des heutigen Hauses «Zum Steinegg» stand, unter Vorbehalt des Plainpieds an Hans Jakob Fischli, genannt «Schnäggli», und am 22. Juli 1658 ging dieses Kaufhaus ohne Vorbehalte durch Kauf an den Dießenhofer Gerichtsherrn Johann Wegeli im «Engel» über. Es ist hier die Rede von dem «Egghus so etlich Zyt und Jahr unser Stadt Kaufhus gewesen». Wo nachher das Kaufhaus war, konnte noch nicht gefunden werden. Vorübergehend dienten die Parterreräume der «Herrenstube» (heute Haus «Zum Rehbock») als Kaufhaus. Dann muß wieder gewechselt worden sein, denn am 10. März 1785 beschloß der Rat, das Kaufhaus wieder auf die «Herrenstube» zu verlegen, «weil die Früchte dort besser versorgt

und verschlossen sein können». Im Kaufhaus wickelte sich vor allem der Handel mit Getreide und andern Früchten, die in größeren Quantitäten verkauft wurden, ab. Außerhalb des Kaufhauses war dieser Handel verboten.

Im Laufe der Jahrhunderte entwickelte sich das Dießenhofer Marktwesen ansehnlich. Zum Warenmarkt gesellte sich der Viehmarkt, der sich in der Hauptsache vor dem Obertor abwickelte. Dem Schweinemarkt war lange Zeit die Hintergasse zugewiesen; sie erwies sich aber schließlich als zu eng, so daß 1792 dieser Markt an die Halde vor dem Ohrtor (Westtor) verwiesen werden mußte. Dies geschah wahrscheinlich auch darum, weil das viele aus der badischen Nachbarschaft aufgeführte Rindvieh von der Rheinbrücke über die Rheinhalde durch die Hintergasse zu seinem Marktplatz vor dem Obertor aufzog.

Der Zollvertrag zwischen den Städten Dießenhofen und Memmingen vom 17. Mai 1426 nennt im dort aufgestellten Kaufhaustarif unter den hauptsächlichsten Handelsgütern Salz, ausländische Weine, Nüsse, Stoffe, besonders Leinwand, Eisen, Stahl. Viele Waren passierten Dießenhofen wohl nur als Transitgüter. Daneben spielten gewiß die Produkte der einheimischen Landwirtschaft, vor allem Getreide und Wein, eine bedeutende Rolle, ebenso wie die Erzeugnisse des in Dießenhofen seßhaften Handwerkes und Gewerbes.

Seit 1585 fand der Wochenmarkt je am Montag statt; 1748 wurde dieser Markttag auf den Mittwoch verlegt. Im Jahre 1813 wurden in Dießenhofen neben dem Wochenmarkt acht größere Märkte abgehalten, nämlich: 1. Montag nach Lichtmeß (anfangs Februar); 2. Montag vor Lätare (drei Wochen vor Ostern); 3. am Osterdienstag; 4. Montag nach Johanni (25. Juni); 5. am St.-Lorenzen-Tag (10. August); 6. Donnerstag vor Michaeli (29. September); 7. Montag nach St. Othmar (16. November); 8. am St.-Thomas-

Tag (21. Dezember). Aus den vorhandenen Urkunden und Akten ist nicht genau ersichtlich, aber es ist so anzunehmen, daß der Johannimarkt und der Othmarimarkt den beiden 1378 bewilligten Jahrmärkten entsprachen. Seit 1828 ist vom Othmarimarkt nicht mehr die Rede; dafür erscheint neu der Martinimarkt.

Dem Martinimarkt kam nach und nach die weitaus größte Bedeutung zu. Auf Martini 1828 wurde eine neue Marktordnung eingeführt. Das «Gutachten einer löbl. Comission zu Handen des achtbaren Gemeinde-Rates in Dießenhofen» vom 30. Oktober 1828 sagt, daß schon längst der Wunsch geäußert worden sei, die sehr mangelhafte Marktordnung zu erneuern und zu verbessern. Dabei handelte es sich vor allem darum, die vielen Krämerstände innerhalb der Stadt so zu placieren, daß sie überhaupt untergebracht werden konnten, ohne den Zutritt zu den Häusern zu verunmöglichen. Zu diesem Zwecke war schon vor einiger Zeit ein Plan gemacht worden. An den vorhergehenden Lorenzen- und Michaelimarkttagen waren probeweise die Marktstände nach der neugeplanten Ordnung gestellt worden. Aus den Erfahrungen ergab sich dann für den Martinimarkt 1828 folgende Ordnung: Hauptmarktplatz war die Marktgasse vom Siegelturm bis zum «Storchen», wo diese Gasse damals noch durch den dort westlich angrenzenden großen Häuserblock «Am Roßysen» abgeschlossen war. Durch die ganze Marktgasse zogen sich drei Reihen Krämerstände. Die erste Reihe begann vor dem Haus «Zur Blume» (abgebrochenes Haus nördlich des «Storchens»), hatte Front gegen Süden und zog sich etwa in der Mitte der heutigen Hauptstraße bis zum Siegelturm. Die zweite Reihe der Marktstände stand Rücken an Rücken neben der ersten Reihe, hatte Front nach Norden und zog sich vom «Rathausgäßli» bis zum «Steinegg». Die dritte Reihe stand vom Siegelturm an dem südlichen Straßenrand entlang bis zur Apotheke «Am Egg» und hatte Front gegen

Norden. – Vom Siegelturm bis zum Obertor (beim «Hirschen») standen Krämerstände zu beiden Seiten der Straße. Der Rathausplatz, die Lammgasse, die Metzggasse, die Roßysengasse (heutige Helfereigasse), die alte Ratgasse (untere Schmiedgasse) bis zum Ohrtor (Westtor) waren, soweit irgend möglich, beidseitig mit Marktständen belegt. Für 246 Marktstände war der Plan von 1828 berechnet; davon wurden 201 Plätze belegt. Den einheimischen und fremden Verkäufern wurden, nach Gewerben mehr oder weniger geordnet, ihre Verkaufsplätze zugewiesen. In der Obertorgasse standen vom Siegelturm an aufwärts zu beiden Straßenseiten die Stände der Schuhmacher, anschließend die der Hafner und Geschirrhändler und ganz beim Obertor die der Nagler. Unter dem Siegelturm befanden sich die Plätze der Seiler und der Sattler, in der Lammgasse diejenigen für «weißgeflochtene Korbwaren», während die Verkäufer von Besen, Sieben, rohen Korbwaren, Wannen, Gelten, Rechen, Gabeln in die untere Schmiedgasse auf die Plätze vom «Freihof» bis zum Ohrtor gewiesen wurden. Kübler, Bürstenbinder und Kürschner hatten ihre Stände in der Metzggasse vom «Steinegg» bis an die Rheinhalde, und die Wollwarenfabrikanten hielten ihre Produkte in der Helfereigasse feil. Die drei großen Reihen Stände in der Marktgasse wurden von den Fabrikanten und Krämern aller «Ellenwaren», von andern Handelsleuten und von hiesigen und auswärtigen «Professionisten» aller Art eingenommen.

Jeweils am Martinimarkt, besser am Tage vorher, hatte sich jeder Marktbenützer bei der Marktkommission auf dem Rathaus zu melden. Dort erhielt er gegen Entrichtung einer Gebühr seinen Platz für alle acht Jahrmärkte des Jahres zugewiesen. Jeder Verkäufer konnte nur auf den ihm zugeteilten Platz Anspruch erheben, wenn er sich wirklich einfand oder wenn nicht wichtige Gründe zu einer Änderung zwangen. Ein Platzmeister wies die Plätze an.

Einwohner Dießenhofens hatten nur die Hälfte der üblichen Taxe zu bezahlen; ihre Stände befanden sich in der Regel in der Markt-gasse. Verkäufer, die ihre Stände am eigenen Haus in der Markt-gasse selbst anbrachten, hatten keine Markttaxe, sondern nur die für alle Verkäufer obligatorische Einschreibgebühr von 6 Kreuzern zu bezahlen. Gelegentliche Änderungen in der Marktordnung, vor allem der Platzordnung, wie sie in der Folge oft vorkamen, verursachten meist allerhand Reibereien unter den Verkäufern.

Aus dem Register über den Bezug der Marktgelde für den Martinimarkt 1828 ist die Herkunft der Käufer ersichtlich. Dieser Rodel notiert 219 Verkäufer, die Schlußrechnung der Marktherren allerdings nur deren 201. Der weitaus größte Teil der fremden Krämer kam aus dem benachbarten badischen Hegau; 99 deutsche Verkäufer und Händler sind da aufgeführt. Tuttlingen stellte mit 35 Verkäufern die größte Ortsgruppe. Die Höri und die Gegend bis Radolfzell war mit 21, der übrige badische Hegau mit 84 und Gailingen mit 15 Krämern vertreten, inbegriffen die fahrenden Verkäufer mit nicht festen Marktplätzen. Aus dem Kanton Thurgau waren 30 außerhalb des Bezirkes Dießenhofen wohnhafte Verkäufer, vor allem aus Frauenfeld, Ermatingen, Berlingen, Bischofszell, Bichelsee, anwesend. Aus der übrigen Schweiz waren neben dem Aargau in der Hauptsache die Nordostschweiz von Schaffhausen bis St. Gallen, ferner Winterthur und seine Umgebung und von der Innerschweiz Menzingen und Einsiedeln vertreten. Dießenhofen stellte 36, der übrige Bezirk nur einen Verkäufer. Über die feilgebotenen Warengattungen geben die Akten keine brauchbare Auskunft. Exakte Aufzeichnungen über den Besuch der Dießenhofer Jahrmärkte vor etwa 130 Jahren sind nur wenige vorhanden.

Alle Jahrmärkte waren aber nicht nur Waren-, sondern auch Viehmärkte. Es wurde bereits gesagt, daß das Hornvieh vor dem

Untertor, die Schweine früher in der Hintergasse, nach 1792 an der Obertorhalde feilgeboten wurden. 1843 wurde versucht, den Schweinemarkt auf den Lindenplatz vor dem Obertor zu verlegen. Man stieß aber auf den Widerstand der Bevölkerung der untern Stadt, die diesen Marktbetrieb nicht verlieren wollte. Die «Unterstädtler» fühlten sich ohnehin bei der Verteilung der Marktplätze stiefmütterlich behandelt. In einer Eingabe an die Behörden verlangten sie die Verlegung des Schweinemarktes auf ein städtisches Grundstück zwischen der «Säge» und der Trotte am Breitenweg (heute Liegenschaft Gebrüder Ott, Holzbau). Gleichzeitig wurde die Verlegung des Schuhmarktes aus der Obertorgasse an die Kirchgasse gewünscht, wobei man vorschlug, in die Obertorgasse eine der drei Reihen Marktstände aus der Marktgasse zu stellen. Das Gedränge in der Marktgasse und beim Siegelturm sei an den Markttagen ohnehin so groß, daß man fast nicht durchkomme. Die gewünschte Änderung könne dem Markte nur dienen. Diese Eingabe ist vom 10. Februar 1843 datiert, von Johannes Brunner, «Zum Trauben» verfaßt, und mit verschiedenen Zusätzen und vielen Unterschriften versehen. Einer der Zusätze gibt in seinem Schlußsatz ein typisches Bild der Eingabe; er lautet: «Allein, ich habe das beste Zutrauen zu unserer löbl. Gemeindeverwaltung und Bürger Ansässen, Sie werden unser Peditum genau prüfen und unserer billigen Forderung entsprechen! damit wir nicht im entgegengesetzten Fall, mit den Österreichern weinen müßten, wir sind verlassen!» (Unterschriften: Jb. Fischli, Sattler; Dionys Schmid, Kupferschmied; Joh. Fischli, «Zum Schnäggen»; Doktor Brunner.) Die Eingabe fand denn auch Gehör, worauf natürlich das Klagen und Jammern aus der Obertorgasse die Ohren des Rates zu quälen begann.

Daß die Viehmärkte einen wichtigen Bestandteil der damaligen Jahrmärkte ausmachten, wird verstanden, wenn wir uns an Hand

der über diese Märkte spärlich vorhandenen Akten vergewissern können, daß an solchen Markttagen jeweils 250 bis gegen 400 Stück Hornvieh und durchschnittlich 80 bis 100 Schweine aufgeführt wurden. Auch die Viehauffuhr kam zum weitaus größten Teil aus der badischen Nachbarschaft und aus dem dortigen Hegau. Aus der schweizerischen Umgebung kamen durchschnittlich nur etwa 30 bis 50 Stück Hornvieh auf die Dießenhofer Jahrmärkte, wie das aus den wenigen erhaltenen Rechnungen über den Viehmarktzoll zu ersehen ist.

Im Spätjahr 1843 bemühten sich die Dießenhofer bei der thurgauischen Regierung um die Bewilligung von vier neuen Jahrmärkten. Regierungsrat Mörikofer, Vorsteher des kantonalen Polizeidepartementes, vertrat aber die Ansicht, daß diese Vermehrung der Märkte dem «Publikum eine neue Quelle zu Zeit- und Geldverschwendung öffne». Der Große Rat werde darum ohne wirklich gute Begründung dem Gesuche wohl kaum entsprechen. Für eine Bewilligung könnte noch am ehesten der Umstand sprechen, daß die Dießenhofer Jahrmärkte in der Hauptsache aus dem benachbarten Badischen und aus den Kantonen Zürich und Schaffhausen besucht werden. Eigentlich schweizerischen Märkten geschehe durch den Markt in Dießenhofen keine Einbuße. Schließlich wurden die vier neuen Märkte bewilligt, so daß Dießenhofen ab 1844 über zwölf sogenannte Jahrmärkte verfügte. Mit Ausnahme des Martinimarktes bestritt jetzt der Handel mit Vieh den Hauptteil dieser Dießenhofer Märkte. An einzelnen dieser Markttagen wurden auch Getreide und andere Feldfrüchte, jedoch nur im Kornhaus, gehandelt. Die rückläufige Entwicklung hielt in den nächsten Jahren an. Am Martinimarkt 1855 wurden noch 80 feste Marktstände belegt und Gebühren für 70 unbestimmte Plätze bezogen; 1860 waren es nur noch 70 feste Stände und 47 unbestimmte Plätze. Es scheint auch, daß die Marktordnung in

den 1850er Jahren oft mißachtet wurde. Vor allem finden sich in den Akten Klagen darüber, daß Verkäufer ihre Marktgebühren nicht bezahlten. Wer dabei ertappt wurde, hatte eine Buße in der Höhe des zwanzigfachen Betrages des Platzgeldes zu gewärtigen. Offenbar hatte Dießenhofen seit einiger Zeit auf seinen ursprünglichen Wochenmarkt verzichtet. Nach einem Ratsprotokoll vom 19. Februar 1748 wird der Wochenmarkt vom Montag auf den Mittwoch verlegt. Hundert Jahre später, im Dezember 1846, bemüht sich Dießenhofen um die Wiedereinführung eines Wochenmarktes, wie er früher bestanden habe. Das kantonale Polizeidepartement ist zur Bewilligung des Gesuches bereit, verlangt aber noch verschiedene Auskünfte, so auch darüber, ob beabsichtigt sei, den bisher an Sonntagen nach dem Gottesdienst abgehaltenen Obstmarkt eingehen zu lassen. Der Markteifer zu Dießenhofen hatte demnach selbst den Sonntag in Beschlag genommen. Mit Bewilligung des Regierungsrates vom 15. Januar 1847 wurde dann der frühere Wochenmarkt in Dießenhofen wiederaufgenommen. Als Markttag wurde der Montag bestimmt. Nur in der Zeit von vormittags 10 bis nachmittags 4 Uhr durfte gehandelt werden, und zwar nur im Kornhaus; denn der Hauptzweck dieses Wochenmarktes war der Verkehr mit Mehlfrüchten und Kartoffeln. Die wirtschaftliche Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zusammen mit der Veränderung der Zoll- und Grenzverkehrsverhältnisse hat den Märkten in Dießenhofen wie an andern Grenzorten nach und nach den Boden weitgehend entzogen. Von den früheren Jahrmärkten blieb noch der Martinimarkt, der bis in die Zeit vor dem ersten Weltkrieg ansehnlichen Umfang auf dem Waren- und Viehmarkt aufwies. Der Wochenmarkt ist ganz eingegangen. – Da man sich während des ganzen Jahres mit den notwendigen Verbrauchsgütern eindecken konnte, verlor auch der Dießenhofer Martinimarkt immer mehr an Bedeutung als

wirklicher Markt. Wohl bemühte sich die zuständige Behörde in letzter Zeit, den Verkauf von landwirtschaftlichen Maschinen und Gerätschaften am Martinimarkt einzuführen und dem fast erloschenen Viehmarkt mit Auffuhrprämien zu helfen, leider ohne bemerkenswerten Erfolg.

Auf dem heutigen Martinimarkt treffen wir an Verkäufern neben wenigen einheimischen Geschäftsleuten fast nur noch Marktfahrer, die allerhand Gebrauchsgegenstände des Alltags, besonders auch Textilwaren, Spielzeug und Eßwaren feilbieten. Eine kleine Budenstadt vor der alten Turnhalle sorgt für lärmigen Betrieb, und auf dem Marktplatz, der nur noch die Hauptstraße vom Siegelturm bis zum Stadtausgang beim Haus «Zum Storchen» einigermaßen in Anspruch nimmt, schlendern die Marktbesucher aus dem Städtchen und der umliegenden Landschaft; wenn auch nicht mehr so zahlreich wie früher, so doch immer noch in meist fröhlicher Marktstimmung. Die Wirtschaften im Städtchen und die einheimischen Geschäftsleute haben am Martinimarkt in der Regel einen guten Tag.

Die vielen, einst lebenswichtigen Märkte zu Dießenhofen existieren nur noch in den Akten der dortigen Archive, aus denen diese Aufzeichnungen genommen wurden. Einzig der Martinimarkt hat sich, wenn auch mannigfach gewandelt, durch die Jahrhunderte bis heute erhalten, und wird, so hoffen und wünschen wir, auch in Zukunft bleiben. Diese lebendig gebliebene Tradition alt Dießenhofens möchten wir nicht missen.

DER FISCHINGER JAHRMARKT

Der Fischinger Jahrmarkt wird jeweils am zweiten Montag des Oktober, vier Wochen vor dem Wiler Othmarimarkt, abgehalten. Er ist ein später Nachkomme der Jahr- und Wochenmärkte, die unter der geistlichen Gerichtsherrschaft des Klosters bestanden. Sein Einzugsgebiet beschränkt sich heute auf die Munizipalgemeinde Fischingen und die benachbarten Höfe des untern Toggenburgs.

Das Kloster hatte das Marktrecht von den Eidgenossen erworben, um, nach seinen eigenen Worten, «den allgemeinen Nutzen und die Wohlfahrt seiner Untergebenen zu fördern und Bedrängten die notwendigen Lebensmittel in möglichster Wohlfeile zu verschaffen». Dabei hatte es wohl auch an willkommene Einnahmen aus den Marktgebühren gedacht, doch verhinderte schon die Nähe der Marktstadt Wil eine gedeihliche Entwicklung des Fischinger Marktes. Über seinen bescheidenen Umfang belehrt uns eine Aufstellung aus dem Jahre 1699: Der Herbstmarkt wies siebzehn Verkaufsstände auf mit je drei Krämern aus Frauenfeld, Wil und Winterthur; einer kam aus Savoyen, die übrigen waren in der nähern Umgebung zu Hause. Der Frühlingmarkt des gleichen Jahres trug dem Kloster an Standgeldern nur 2 Gulden und 12 Batzen ein.

Mit dem Erwerb des umfangreichen Tannegger Amtes, das über Dußnang und Sirnach bis nach Bettwiesen reichte, verschob sich das Schwergewicht des Klosters im Jahre 1693 murgabwärts. Eine Verlegung des Marktes drängte sich auf. Abt Troger ersuchte daher die regierenden Orte, ihm einen zweiten Wochenmarkt und vier Jahrmärkte in Sirnach oder St. Margarethen zu bewilligen. Er stieß jedoch auf den Widerstand Zürichs, bei dem die vier benachbarten Marktorte Wil, Elgg, Frauenfeld und Stein am Rhein protestierten. Nach langem Hin und Her gab es schließlich seine Zustimmung zur Eröffnung eines Marktes in St. Margarethen.

Das Kloster hatte dort einige Handwerker angesiedelt und die Gemeinde zum Bau eines Kaufhauses verpflichtet. Allein, der neue Markt vor den Toren Wils wollte nicht gedeihen, so daß er 1777 wieder nach Fischingen verlegt wurde. Um ihn lebensfähig zu erhalten, griff das Kloster zu den damals üblichen Zwangsmaßnahmen, mit denen der Schwarzhandel bekämpft wurde. Es verbot seinen Untertanen von nun an bei Androhung obrigkeitlicher Buße, ihre verkäuflichen «Früchte, wie Korn, Roggen, Haber, Gerste, Erbs- und Bohnenkost, wie auch Mehl und Mues», in Privathäusern feilzubieten. Sie sollten allesamt zu den Jahr- und Wochenmärkten ins Kaufhaus Fischingen gebracht und nach Erlegung des gebührenden Kaufhauszolls öffentlich verkauft werden. Da diesem Befehl nur mangelhaft nachgelebt wurde, erinnerte ein scharfes Mandat des Landvogts die Hinterthurgauer an ihre Schuldigkeit. Mit der Staatsumwälzung von 1798 verlor das Kloster seine Gerichtshoheit. Die Fischinger Jahr- und Wochenmärkte gingen ein, das Kloster wurde 1848 aufgehoben. Erst in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts beschloß die Ortsgemeinde Fischingen, alljährlich wieder einen Herbstmarkt durchzuführen. Dieser hat einen bescheidenen Umfang.

FRAUENFELDER CHLAUSMARKT

Im Spätsommer 1967 saß ich, längst an der Limmat heimisch geworden, in einem Zürcher Unterhaltungslokal mit Ambiente «Paris um 1900», einem Tanzorchester und Cancan- sowie südamerikanischen Tanzdarbietungen.

Plötzlich kam ein Gast auf mich zu und fragte: «Kennst du mich noch?» Moment ... Moment ... aber natürlich: ein alter Frauenfelder war's! Wohl an die zwanzig, wenn nicht dreißig Jahr hatten wir uns nicht mehr getroffen. Er war eine Spur runder geworden seither, und das gleiche behauptete er von mir.

«Und», fragte er weiter, «erinnerst du dich an die Silvia? Du hast ihr doch als Kanti-Schüler so um 1936 herum zusammen mit einem deiner Freunde einen glühenden Verehrerbrief geschrieben.»

Ich war blitzschnell im Bilde. Das konnte nur die betörend blonde Silvia sein, deretwegen wir Bürschchen am Frauenfelder «Chlausmarkt» jeweils ihres Vaters Schießstand umlagert hatten. Im flotten Cowboykostüm drückte sie uns die Gewehre in die Hand, und wir verschossen manchen Zwanziger, nur um Eindruck zu schinden und die Kameraden auszustechen.

In die «Kränze» kam freilich keiner bei ihr. So wenigstens glaubte ich, bis mir der einstige Frauenfelder Kollege im Spätsommer 1967 verriet:

«Weißt du, wir lesen diesen Brief noch heute ab und zu und amüsieren uns prachtvoll dabei. Die Silvia, mußt du wissen, ist nämlich später meine Frau geworden.»

Da schau her, dieser Heimlifeiß! Schön denn: Schwamm drüber! Noch sehe ich die Schießbude vor mir, direkt vor den Metallröhren, an die unterm Jahr in regelmäßigen Abständen auf dem «Viehmi», dem Marktplatz, das Vieh gebunden wurde. Und nur etwa 50 Meter von jenem – jetzt verschwundenen – Waschlhäuschen entfernt, wo wir mit gierigen Blicken zu stehen pflegten, wenn Militär in Mostindiens Hauptstadt logierte und beim Wasch-

haus Spatz, Dünne und anderes von der Militärküche an die Soldaten abgegeben wurde; gelegentlich fiel auch für die Gassenjungsmannschaft etwas ab.

Chlausmarkt! Ich will nicht albern-sentimental werden, aber in meiner Erinnerung lebt er als der prächtigste, größte, bäumigste Jahrmarkt meines Lebens weiter. Klar, später habe ich umfangreichere Budenstädte gesehen. Indes: Da bin ich schon zu alt gewesen, so daß der Budenzauber weniger intensiv auf mich gewirkt hat.

Im Detail mag mir das eine und andere im Lauf der Jahre ein bißchen durcheinandergekommen sein. Jedoch im großen und ganzen ... also, da wurden vor Marktbeginn die hölzernen Stände auf der Promenade, an und bei der St.-Galler Straße zusammengeagelt. Seit Tagen schon standen Wohn- und Materialwagen auf dem «Viehmi», und man versuchte herauszufinden, mit was für Überraschungen die Schausteller aufwarten würden. Auf einige Wagen waren Namen gepinselt. «Philip Leilich» etwa. Und vor allem: «Marcelli».

Marcel Marcelli war ein geschäftstüchtiger, aber loyaler Großunternehmer, spezialisiert auf Außergewöhnliches: auf Mister Morton, der zum Zvieri und zum Znacht Uhren und Schlangen vertilgte, auf die dicke Berta mit ihren sagenhaften, wohnwagenfüllenden Proportionen, auf holländische Riesen und appenzellische Zwerge, auf Löwenweiber und vollbärtige Damen, später dann aufs Tanagra-Theater, bei dem durch Hohlspiegeltrick Menschen-Theater auf Däumlingsbühnen projiziert wurde. Marcelli bescherte uns den ersten Autodrom, hernach Riesen-Schrägflieger, Geisterbahn, Autoscooter.

Habe ich all das wirklich noch in Frauenfeld gesehen? Fürs Tanagra-Theater kann ich die Hand nicht ins Feuer legen. Aber anderes habe ich haarscharf in Erinnerung: den Kaninchen-in-den-



Klausmarkt Frauenfeld

Hut-Zauberer, das Panoptikum mit aktuellen Bildern aus aller Welt, den «bärenstarken» Entfesselungskünstler mit den klirrenden Ketten (hat er nicht Pius Buser geheißen?), Karussell und Autölbahn selbstverständlich, die Schiffschaukel mit den Angestellten, welche ein Bremsbrett hochhebelten, wenn einer sich mit seiner Schaukel bis zum Zeltdach hinaufgearbeitet hatte.

Zeitweise schwärmte ich für den Hippodrom, wo die sanften Gäule stur mit Kinderlast im Kreise trotteten. Und zwischendurch fürs Hundetheater, für die Schnauzer mit Küchenschürze oder Kammerzofen-Häubchen. Ganz abgesehen vom Velodrom; am Morgen nach Jahrmarktschluß pfeilten übrigens die Schüler der obersten Kantonsschulklassen jeweils in der Pause noch rasch auf den Marktplatz und strampelten auf hohen Rädern im Geleisekreis ein paar letzte, schwungvolle Runden im Velodrom.

Hochbetrieb: namentlich montags an den Ständen, wo Marktfahrer hinter Waffeln und Überhosen, Süßigkeiten und Fleckenmitteln, Taschenlampen und billigem Schmuck, hinter Brauch-

barem und gelegentlich hinter fast Unmöglichem standen, dieweil man Mühe hatte, sich in der dichten, langsam vorrückenden Menschenmenge zu behaupten!

Beim «Bären» faßte der billige Jakob seine Kundschaft. Anderswo quatschte ein Händler pausenlos drauf los, versuchte Füllfederhalter samt «Etui, echt Krokodilkarton, echt Chalbsläderdoublé» an Mann und Frau zu bringen und formulierte etwa: «Zuegrüffe, Herrschafte, zuegrüffe, wän ir nu halbe-n-eso vil Guraasch hettid zum Chaufe wie-n-ich zum Verchaufe! Und do hämmer no e Garnitur Schträäl. Chinde, chaufed Schträäl, es chömed luusigi Ziite. Do hämmer de grooß Schträäl, dä isch für di große Lüüs, mit däm faared er dur d Hoor, me weiß jo, wie's eim blooged, wäme de Chopf voll Viicher und z churzi Aerm zum Chratze hätt, und doo no en Schträäl fürs Mami, und doo no ... ich schtuune blos, daß eine überhaupt no überleit, wämen-em öppis halbe vergäbe noorüert ... hee doo, gönd ewägg, ir Saugoofe ...!» Und so weiter.

Kräftige Kerle setzten dem «Lukas» mitunter arg zu und hefteten halb stolz, halb verächtlich ihre mit fünf, zehn oder fünfzehn Schlägen gewonnenen Ansteckpreise dorthin, wo sonst die in der Schweiz so beliebten Vereinsabzeichen angesiedelt waren.

Was gab's denn noch? Meßmocken und Wundertüten, Türkenhönig in zwei Farben und – genau wie heute – Magenbrot, Ballons und Spielzeugaffen, Chäpselipistolen und blecherne Miniaturinstrumente. Und mitunter fürchterlich schlechtes Wetter, das mir immerhin weniger zusetzte als die verflixte Einteilerei mit dem Geld. Im Sommer schon jätete ich im Garten meines Alten Herrn Wege, um auf Vorrat kleine Beiträge beiseitelegen zu können, und im Spätherbst bot ich meine Hilfe im Haushalt freiwillig selbst für Arbeiten an, die mir von Herzen zuwider waren. Aber so richtig prallvoll ist mein Geldbeutel trotz allem nie geworden,

und ich mußte vorsichtig disponieren, damit es am Chlausmontag zu mehr als einer bloßen Kiebitzrolle langte.

Etwas war übrigens gratis: die Musik. Neben vereinzelt Drehorgelmännern gab es Chilbiorgeln, auf denen unter anderem etwas von «Waldkirch» stand, wo Orgelpfeifen jubilierten, eine schlanke, weibliche Statue mechanisch dirigierte oder mit einem Hämmerchen eine Glocke bearbeitete, die weil pausbackige Engelsfiguren mit starrem Blick zuschauten. Grammophonmusik war kaum üblich; dafür chilbiorgelte es von der Sesselreitschule her so herrlich «Künstlerleben» von Johann Strauß, die weil im Hippodrom der «Frühlingsstimmenwalzer» des gleichen Komponisten besonders häufig strapaziert wurde.

Jeder Bub schmiedet Zukunftspläne. Ich dachte damals vor allem daran, «Chüeni» – wir wohnten neben einem Landwirtschaftsbetrieb mit Appenzeller Melkern – oder Lokomotivführer zu werden. Anfangs Dezember aber und auch zur Zeit des weniger reichhaltigen Frühlingsmarktes war ich jeweils fest entschlossen, sobald als möglich ins Schaustellergewerbe abzuwandern, einmal jährlich für ein paar Tage auf Tournee mit einem Karussellbetrieb nach Frauenfeld zu kommen und am Chlausmarkt auf dem «Viehmi» während der Fahrt meiner «Füferlimüli» auf- und abspringend Billette einzusammeln.

Daraus ist freilich – zu gewissen Zeiten in meinem Leben hätte ich «leider» gesagt – nichts geworden.

DER JAHRMARKT IN KREUZLINGEN

Umstrittene Vorläufer

Eigentlich gibt es ihn erst seit dem Jahre 1934, doch hat er seinen Vorgänger aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Schon im frühen Mittelalter trachtete jede Stadt danach, in den Besitz eines verbrieften Marktrechtes zu gelangen, das ihr erlaubte, Wochen- und Jahrmärkte abzuhalten. Eine besondere Marktordnung bestimmte die Zeiten, Straßen und Plätze, wann und wo der Markt abgehalten werden durfte, setzte die Gebühren fest, achtete auf Maß und Gewicht und auf die Beachtung der Qualitätsvorschriften, war also für die einwandfreie Abwicklung des Handels besorgt.

Die besondere Lage unserer Ortschaft in unmittelbarer Nähe der Stadt Konstanz brachte es mit sich, daß Kreuzlingen und mit ihm weite thurgauische Gebiete zum wirtschaftlichen Hinterland dieser Stadt zählten. Beide waren aufeinander angewiesen: Aus dem Thurgau kamen die Bauern in die Stadt, wo sie für ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse auf dem Markt guten Absatz fanden; gleichzeitig deckten sie sich aber auch mit Bedarfsmitteln ein, wie Kleidern, Schuhen, Haushaltartikeln, ja, der Schmied in der Stadt beschlug ihre Pferde, der Wagner paßte dem Wagen eine neue Deichsel ein, und der Sattler brachte das schadhafte Riemenzeug wieder instand.

Eine merkliche Veränderung dieser Verhältnisse trat von 1460 an ein, nach der Eroberung des Thurgaus durch die Eidgenossen, und nach dem Abschluß des Schwabenkrieges im Jahre 1500. Der Einfluß der Stadt auf ihr thurgauisches Hinterland wurde kleiner, und manche alte Bindung lockerte sich. So wurde auch das Marktprivilegium, wonach im Umkreis von zwei Meilen außerhalb der Stadt kein Handel getrieben werden dürfe, nicht mehr beachtet; es begannen Händler auch auf Kreuzlinger Boden Stände aufzu-



Herbstmarkt Kreuzlingen

schlagen und Salz, Mehl, Brot, Kalk, Eisen und andere Waren zu verkaufen. Diesen Handel mußte Konstanz als Konkurrenz empfinden, um so mehr als sich dieser Markt ganz in der Nähe der Stadtgrenze abwickelte, auf der Hauptstraße vom Kreuzlinger Tor bis zum Kloster, das damals nur in geringer Entfernung von der Stadtbefestigung stand.

Mit Eingaben und Beschwerden, dann mit Protesten und geharnischten Drohungen suchte Konstanz den Kreuzlinger Markt abzuwürgen. Als alles nichts nützte, schritt Konstanz zu einer Gegenaktion: 1660 wurde den Thurgauern, die Waren verkaufen wollten, der Zugang zur Stadt verwehrt. Durch diesen Boykott hofften die Konstanzer, den Kreuzlinger Markt verdrängen zu können. Doch sie bewirkten das Gegenteil; denn nun wurden die Waren nicht mehr in der Stadt, dafür aber vor ihren Mauern verkauft.

Das thurgauische Staatsarchiv enthält noch Akten von diesem Marktstreit zwischen Konstanz und Kreuzlingen, mit dem sich der thurgauische Landvogt und selbst die Tagsatzung zu beschäftigen hatten. Alle Versuche zu einer friedlichen Regelung schlugen fehl. 1690 überfielen Soldaten der Konstanzer Garnison die Marktleute

in Kreuzlingen, warfen die Stände über den Haufen und zerstörten die Waren.

Daraufhin folgte ein scharfer Protest der Tagsatzung wegen Verletzung der Gebietshoheit, und zugleich wurde eine Schadenersatzforderung gestellt. Entschuldigungsschreiben, Anerkennung der Forderung auf Schadenersatz, langwierige Verhandlungen, die zu nichts führten und die Angelegenheit allmählich im Sande verlaufen ließen. Aber der Kreuzlinger Markt konnte sich halten und wurde im Jahre 1720 vom Landvogt als legale Einrichtung anerkannt. Dr. Feger in Konstanz schreibt: «Es besteht kein Zweifel, daß im 18. Jahrhundert ein lebhafter Handel an der Straße zwischen dem Kloster und dem Stadttor getrieben wurde.» Im Laufe der Jahre muß dann der Markt doch allmählich eingegangen sein.

Der heutige Jahrmarkt

Der Gewerbeverein Kreuzlingen und Umgebung machte 1934 in einer Eingabe an den Gemeinderat die Anregung, es sei jährlich ein Markt abzuhalten. Er erhoffte davon eine gewisse Lockerung der wirtschaftlichen Stagnation und eine Belebung von Handel und Verkehr. In der Gemeindeabstimmung vom 7./8. Juli 1934 wurde mit großem Mehr einem Jahrmarkt zugestimmt und als Tag der letzte Montag im Oktober festgesetzt. Schon dem ersten Markt war ein voller Erfolg beschieden, und in den folgenden Jahren stieg die Zahl der Marktfahrer wie der Besucher. Heute könnte man sich den Kreuzlinger Jahrmarkt nicht mehr wegdenken.

Er findet auf der Hauptstraße statt, in einer Länge von etwa 600 Metern. Man flaniert zwischen den Doppelreihen der gedeckten Stände, betrachtet die Waren und fühlt sich zum Kaufen

angeregt in dieser prickelnden Atmosphäre. Kauf und Verkauf vollziehen sich heute in aller Öffentlichkeit. Er geschieht nicht in der Abgeschlossenheit eines Verkaufsraumes nach den Regeln eines ruhig sich anbahnenden Handels, der fachmännischen Betreuung und dem willfährigen Eingehen auf individuelle Wünsche; nein, hier herrschen andere Maßstäbe, geht alles in einem abgekürzten Verfahren vor sich, es wird viel improvisiert, Käufer und Verkäufer sind aufgelockerter, angriffiger und beide auf sich bietende Vorteile bedacht.

Im Ganzen steckt noch etwas Ursprüngliches, indem das Gesetz von Angebot und Nachfrage hier sichtbar wirksam wird, sich ausspielt, ausbalanciert zum endgültigen Preis. Der ganze Handel hat etwas ungemein Bewegliches, Lebendiges an sich, das zum wirklichen «Handeln», zum Agieren, reizt, um mit Überredungskunst oder Beharrlichkeit das Geschäft zu einem günstigen Abschluß zu bringen. Da entwickeln sich oft lebhaft Dialoge, bühenfertig und wirkungsvoll, Angriff und Parade folgen sich mit verblüffender Schlagfertigkeit.

Und nun auf den Rummelplatz!

Das ist der Tummelplatz für die Jugend und die jung gebliebenen Erwachsenen. Hier konzentriert sich der Markt, hier stehen die Stände und bieten in reicher Fülle all ihre verlockenden Herrlichkeiten an: türkischen Honig, in schmelzenden weißen und rosafarbenen Schichten, anmächelige Biberfladen, farbiges Zuckerzeug, Berge von Magenbrot. Wir sind in einem Schlafraffenland, nur daß es erst der Münzen in unserm Portemonnaie bedarf, ehe uns all diese Köstlichkeiten greifbar werden. Der würzige Ruch bratender Marroni mischt sich mit dem karamel-

süßen Duft gerösteter Mandeln, dann die Trauben, die saftstrotzenden honiggelben und die sammethäutigen blauen, Feigen mit ihrer hellen, klebrigen Haut, die von eigenartiger, fremder Süße sind. Dann die Harasse mit einheimischen Äpfeln und Birnen, von der Obstverwertungsgenossenschaft Scherzingen zu einer prachtvollen Schau zusammengestellt.

Aber die größte Anziehungskraft üben die vielen Buden aus: Schiffflischaukel, Riesenrad, Autoscooter, Tourbillon, Geisterbahn und Feuerfresser. Das ist ein Schwatzen und Lachen, ein Quitschen und Schreien, eine schrille Glocke bimmelt, ein Lautsprecher quäkt, das rasselt und surrt, und all das Kreischen und Lärmen ist durchsetzt, getränkt mit Musik, die aus Lautsprechanlagen dudelt und plärrt, von ausgespielten Platten, ermüdeten Bändern sich quält. Von überallher bricht der bunt schillernde Lärm auf uns ein, alle Sinne sind alarmiert, gar wenn am Abend die farbigen Leuchtschriften hoch über unsichtbare Zeilen wandern, die Lichtgirlanden erglühen, da bist du überstrahlt vom farbigen Licht, du schwimmst in dem Lärmgewoge und erlebst auf intensive Weise das turbulente Treiben eines alles vergessen machenden Jahrmarkt-Unterhaltungsbetriebs.

Das Karussell

Gibt es das noch? Man sieht es immer seltener auf unsern Jahrmärkten. Gewiß, es nimmt sich etwas naiv aus neben Autoscooter und Tourbillon, die sich lärmiger geben, brillierender locken. Und trotzdem, oder gerade deswegen, weil es so naiv wirkt, so kindlich und ein bißchen verspielt, ein bißchen aus der Zeit gekommen, lieben wir das Karussell; auch weil bei ihm alles so einfach vor sich geht, weil die Technik, die eine Menge raffinierter Unter-

haltungsbetriebe geschaffen, am Karussell fast vorbeigegangen ist, ihm jenes Kindertümliche, Märchenhafte beließ, das seinen besonderen Zauber ausmacht.

Da sind die putzigen Kütschchen, in denen die kleinen Mädchen sitzen, sind die Schimmel und Fuchse, auf denen die Knaben reiten, die Gäule im gestreckten Galopp, mit weitausgreifenden Beinen, aufgerissenen Mäulern. So werden die sonntäglich aufgeputzten Bürschchen davongetragen, sie runden herein, jagen an uns vorbei, kurven herum, und dazu gügeliert und dududelt die Musik, kreisen auf breiter Dachborte die farbigen Bilder: Schloß Chillon, ein Neptun, Rheinfall, röhrender Hirsch ...

Und im Zuschauerkreis stehen die Väter und Mütter und freuen sich mit ihren Kleinen oder ärgern sich ein wenig, wenn sich ihr Bub nicht gar so stramm hält, nicht so sicher im Sattel sitzt, wie sie gewünscht hätten, sondern ängstlich den Hals des Pferdes umklammert.

Die Schifflichaukel

Sie ist die Nachbarin des Karussells. Aber hier wirkst du aktiv mit, und es braucht schon etwas Kraft und ein Empfinden für Rhythmus, diese schmalen, steilwandigen Schiffchen in Schwung zu bringen. Aber mit einem guten Partner ist das eine Lust. Wie willig reagiert die spitze Gondel, steigt mit jedem Schwunge höher in berauschem Pendelflug. Der Platz mit der gaffenden Menge neigt sich schräg, verharrt so eine Weile, saust uns entgegen, reißt unter uns hinweg. Abwechselnd geht jeder von uns beiden tief in die Hocke, richtet sich auf, stemmt die Beine gegen den Bootsboden, höher steigt die Gondel, und jetzt stößt sie mit ihrer Spitze an das marineblaue Zeltdach. Unsere Kameraden haben gut aufge-

paßt, ob wir das fertigbringen; denn wer die Gondel bis ans Zelt-
tuch hinaufjagt, gilt als ein Kerl und steigt im Ansehen der Buben.
Und jetzt

Hau den Lukas!

Das ist eine gar einfache Apparatur: eine Kiste mit einem heraus-
ragenden Zapfen, eine hohe Schiene, oben ein Glöcklein, zwei
mit dunklem Samt überzogene Tafeln mit billigen, buntfarbigen
Auszeichnungen besteckt. Mit einem Holzschlegel schlägt man
auf den Zapfen, durch Hebelwirkung im Innern des Kastens rasselt
eine Metallscheibe die Schiene hoch.

Das ist etwas für die Bauernburschen mit den breiten Schultern
und kräftigen Fäusten. Erst sehen sie sich die Sache eine Weile an,
mit einem verschmitzten Lächeln im Gesicht. Nun schiebt sich
einer durch die vorderste Reihe, spuckt in die Hände, packt den
Schlegel, prüft erst sein Gewicht und wie er ihm in der Hand
liegt. Dann holt er aus – pum!, und punktgenau trifft er den
Zapfen, die Scheibe saust hoch, pingelping scheppert aufgeregt
das Glöckchen – tak – fährt die Scheibe in den Kasten. Aber schon
kracht der nächste Schlag, sst – rast die Scheibe hoch – pingelping –
und klack. Doch wieder schmettert der Schlegel auf den Zapfen.
Potz Blitz! Der Bursche hat Mark in den Knochen und Schwung
im Leib, steht da, breitspurig, verschränkt wie der Holzfäller auf
der alten Fünzigernote. Und es ist nichts Protziges oder Schwer-
fälliges an ihm, nein, alles geht so gewandt, und er wirkt schön in
seiner jungen Kraft.

Die Besitzer des «Hau den Lukas» begleitet jeden Schlag mit lauten
Ausrufen, die Scheibe schnellt hoch, das Glöcklein bimmelt und
kommt nicht mehr zur Ruhe, und der Mann überschreit sich fast:

«Fünfmal den Lukas, sechsmal den Lukas! Halt, halt!» – und er fällt dem Burschen in den Arm. Dieser ist nun erst recht warm geworden und hätte noch gern weiter gepfeffert.

«Alle Wetter! Sie sind ja ein Herkules! Will Sie dafür dekorieren, haben's verdient.» Und er steckt ihm den buntesten Schmuck mit den längsten Bändern an den Rockaufschlag.

«Herkules!» denkt der Bauernbursche. Vorige Woche noch hatte er eine Wiese eingezäunt und an die fünfzig Pfähle eingeschlagen. Der Vater hatte nichts gesagt von Herkules, hatte nur geprüft, ob die Pfähle auch fest im Boden steckten. Er lächelt verlegen, ein bißchen auch überlegen und geht hinweg, beneidet von den Burschen, bewundert von den Mädchen, deren Blicke ihm folgen. Er spürt es deutlich, läßt sich nichts anmerken, aber es tut ihm trotzdem wohl.

DER JAHRMARKT VON ROMANSHORN

Bei seiner Einführung ist eine bleiche Gestalt zur Gevatterin gestanden: die Depression der Zeit. Es war im Jahre 1938, als der Gewerbeverband und die Rabattvereinigung die Initiative dazu ergriffen. Der Jahrmarkt ist also als Akt der Selbsthilfe entstanden. Es war ein gewagtes Vorhaben, wenn man bedenkt, daß die längst bekannten Märkte in Amriswil und in Arbon die Bevölkerung bis in alle Höfe hinaus zu mobilisieren vermochten und sich auf einen lang gehorteten Erinnerungsschatz verlassen konnten. Der Romanshorer Jahrmarkt hatte nicht die Suggestivkraft einer gehüteten Überlieferung in sich.

Schon das erste Jahr war dem Beginn nicht hold. Die Maul- und Klauenseuche erzwang eine Verschiebung auf 1939. Überdies zeichnete sich wegen des Hitlerregimes in Deutschland ein Verkehrsrückgang ab. Die Hakenkreuzflaggen auf den deutschen Schiffen im Hafen waren schlimme Omen: Österreich war besetzt und gleichgeschaltet worden. Der neue Gewalthaber über beide Länder stellte den Trajektverkehr ein. Die Eisenbahnwagen wurden über Bregenz–St. Margrethen direkt in die Schweiz geleitet. Hier in Romanshorn: Wegzug von Verkehrspersonal, Rückgang der Käuferschaft. Im Jahr 1939: Ausbruch des zweiten Weltkrieges, Mobilisation, Unsicherheit des wirtschaftlichen Lebens, Einschränkungen und Umstellungen. Somit nochmalige Verschiebung. Endlich Eröffnung im Jahre 1940. Es hieß damals in der Presse: «Romanshorn hat, nachdem der Verkehr über den See lahmgelegt ist, ein gewaltiges Interesse, sich zu regen. Daß der Jahrmarkt ein Mittel darstellt, um Romanshorn in den Blickpunkt einer nähern und weitem Nachbarschaft zu stellen, ist besonders dann unzweifelhaft, wenn dieser Jahrmarkt, wie geplant ist, nicht einfach eine fade Kopie anderer Jahrmärkte sein, sondern, dank einigen originellen Vorkehrungen ein besonderes Antlitz tragen soll.» Also, man wollte den Geschäften einen neuen Auftrieb ver-

schaffen! Ein Jahrmarkt lebt von der Einkaufs- und Verkaufsfreude, von bunter Lustigkeit bis zum biedern Hock im Wirtshaus, von den vielen belebenden Begegnungen, die das allzeit schlummernde Bedürfnis nach dörflicher Gemeinschaftspflege offenbaren. Es war wohl nicht leicht, alle für die Initiative des Gewerbeverbandes mitzureißen. Folgende Zeilen verraten dies: Initiative Kräfte sorgen dafür, daß auch die Skeptiker und ewigen Nörgler sagen werden: «Der Romanshorner Jahrmarkt ist ein Volltreffer!»

Bis jetzt haben sechszwanzigmal die Romanshorner Gewerbeleute Gelegenheit gehabt, die Brisanz eines «Volltreffers» nachwirken zu sehen. Das Alter sagt: Man wird bescheiden! Und zudem ändern sich Zeit und Ansprüche. Doch – stellen wir den Jahrmarkt zunächst einmal vor, so wie er sich am zweitletzten Mittwoch im Oktober darbietet!

Man hat die Verkaufsstände der untern Bahnhofstraße und einem Stück der südlichen Alleestraße zugewiesen, also Ladenfronten entlang. Vom Bahnhof werden die auswärtigen Besucher fast unmittelbar in den Markt geschleust. Die Eckpfeiler der Ständereihen bilden einerseits das Postgebäude und andererseits der Dreadnought der Kantonalbank, zwei Hoheiten eidgenössischer und kantonaler Observanz, die kühl bis zum Schalter hinauf bleiben und unbeteiligt auf das Treiben an ihren Mauern hinunterschauen. Wohl schwelgt der alte Pan auf seiner Tonleiter auf und ab und treibt vom Budenplatz her seine Melodien durch die vergitterten Fenster der nahen Bank, aber die Mannen hinter den Zahlenleitern der Kontobücher sind nicht abzulenken. Die Flutwellen des Marktgeschehens belecken die Mauern dieser Gebäude kaum. Auch die Bahnhof- und die Alleestraße tragen mit ihrer gleichartigen Fassadenzeile nicht viel zum belebenden Kolorit des Freiluftmarktes bei. Die Inhaber der anstoßenden Läden sollten nicht nur ihre Waren für vierundzwanzig Stunden herauskrepeln, ihre

Standverkäufer dürften auch ihr «überliefertes» Gebaren ablegen und etwas froh- und frechgemut in das Marktgeschrei einstimmen. Der Markt verliert von Jahr zu Jahr an akustischer Farbigkeit. Es fehlt das rhetorische Stimulans von den Verkaufsständen her. Wo ist das biedere Männlein mit der hellstimmigen Lobpreisung seiner Toggenburger Lebkuchen? Wohin ist der beleibte Verkäufer entschwunden, der seine Haushaltmaschine mit zärtlich-gewandten Griffen vorführte und mit zärtlich-verführerischen Worten der holden Weiblichkeit über vierzig unentbehrlich werden ließ? Sind die Ballonverkäufer aus dem Feld geschlagen worden, weil Ballontage unserer Geschäfte, über das ganze Jahr gestreut, den Marktzauber dieses Artikels verblassen ließen? Wo sind jene «billigen Jakobe», als Pat und Patachon wie ein köstliches Wasserspiel von Späßen, Salz- und Pfefferstreuer des Humors, vor dessen Ausfällen heute auch Mao mit seinem rosaroten Briefwechsel mit unserm Bundesrat, noch ein De Gaulle und ein Nasser mit ihrem Rückzug aus unerlösten Ländern sicher wären? Der Sog ihrer Verkaufskunst machte sich weithin spürbar. Wer hätte nicht bei diesen Derwischen der guten Laune verweilen mögen, wenn sie ihre Wetzsteine, ihre Hosenträger, ihre Seifenpakete nicht für fünf Franken, nicht für vier Franken, nicht für drei Franken, aber für zwei Franken absetzten und noch ein Büschel Wäscheklammern dreingaben! Hat sich der Umsatz an tollen Übertreibungen und Vergnüglichkeiten nicht bezahlt gemacht? Seither ist der Markt um den Einschlag volkstümlichen Späßes ärmer geworden.

Es ist schwer geworden für den Jahrmarkt unserer Zeit: Dauernd guter Geschäftsgang, Ansprüche an die Qualität, leichte Erreichbarkeit des Jahrmarktersatzes in Form der Großmarktläden mit Selbstbedienung, Motorisierung bis ins kleinste Dorf hinaus. Vorbei die Zeit, wo die Bauersfrau den Winterbedarf an Finken und Pullovern für ihre Familie auf dem Jahrmarkt eindeckte, wo der

Knecht seinen Lohn in Schuhe und Kleider umsetzte. Vorbei das Magenbrot, der türkische Honig, vorbei der Spaß mit dem «Haut den Lukas», vorbei der Marktruf «Chromed, chromed, er Lüüt» ... Wenn die Marronibrater nicht wären, wenn die Verkäuferlehrlinge bei der Eisenhandlung nicht wären mit ihrem kecken Wortübermut oder wenn der Güggeibrater seinem rotierenden Poulet nicht beständig die Würze seiner Verkaufsrhetorik hinzusetzte, der Stimmenchor der Verkäufer würde puritanisch trocken und zurückhaltend wirken. Der Markt hat zu wenig Farbe. Das Dorffest vom letzten Herbst zugunsten der Alterssiedlung hat überraschende Talente der Improvisation im Verkaufen, im Ausschank, kurz, im einfallsreichen Angebot, aufgezeigt. Animatoren eines Marktbetriebes haben sich offenbart, dem gegenüber der kalendermäßig festgesetzte Jahrmarkt an Vitalität und Spontaneität der Redseligkeit kaum aufkommt. Er ist ein bleiches Abzugsbildchen geworden.

Beliebter Wettbewerb

Die Verbindung eines Wettbewerbes mit dem Besuch des Marktes hat ihre Popularität bis heute unvermindert behalten, ein Zeichen, daß Schätzen und «Lötterlen» auch in den oberthurgauischen Breiten viel Volk zu mobilisieren vermag. Wer wüßte nicht auf den Zentimeter genau die Länge eines gewundenen und verflochtenen Wäscheseils! Welche Hausfrau fühlt sich nicht «bombensicher», wenn es um die Zahl von Kaffeebohnen geht! Und wer würde nicht mit der Rechnung fertig, den Tagesertrag einer Milchkuh zu schätzen und dann den Jahresertrag abzuleiten! So stehen sie denn in schweren Trauben dort am Stand, schauen und sperbern, was wohl Nepomuk und Barbara zusammentuscheln.

Man beißt in seinen Bleistift... Zuletzt wirft man mit Kurzschlußfatalismus den Wettbewerbszettel ein – und entdeckt am nächsten Tag in der Zeitung, daß man noch weit vom Ziel entfernt war. Einen Posten besonderer Art hat sich die Obsthalle AG beim Spritzenhaus ausgesucht. Es ist ein Kommandoposten, wie geschaffen für den hochgewachsenen Direktor der Firma für ihre herrliche Parade ausgesuchter Äpfel. Sogar ein weithin schallender Ruf des obstgewaltigen Dirigenten der Schau stünde dem Standort und der Aufmachung wohl an. Die Phalanx der Harasse bietet sich aber bescheiden, wenn auch zeitgerecht mit der Frage an: «Händ si scho Öpfel?» Was da aus dem lichten Gehege lacht und duftet, ist ein Anblick, der selbst einem eingefleischten Mostindier wohltut: reife Früchte der sommerlichen Gnade! Man möchte die Zahl seiner Hände verdoppeln, verdreifachen, um überall hineinzugreifen, zu betasten und den Duft zu genießen. Ihre augenfällige Schönheit ist ihre Marktaufdringlichkeit. Die Harasse finden schlanken Absatz. Diese Obstschau ist eine Augenweide, aber sie verhindert unsere Ablenkung auf die nahen Vergnügungsbuden nicht.

Wir sind hier schon in die Wirbelzone des musikalischen Lärmens getreten. Die Luft ist erfüllt von orgelndem, tutendem und trompetendem Getöse, in das sich schellende Glocken und stampfende Maschinen mit wilden Rhythmen einmischen. Auf dem Schulhausplatz stürzen ganze Kaskaden von Musik auf uns ein. Auf diesem menschenfreundlichen Areal zwischen Schulhäusern, Turnhalle und Spritzenhaus werfen einander die Vergnügungsbuden eine tumultuarische Folge von Opern- und Schlagerfetzen um ihr vibrierendes Gehäuse. Im Luftraum zwischen den hohen Mauern, hinter denen tagsüber fein säuberlich Schülerlieder gesungen werden, herrscht ein Kesseltreiben entfesselter Musik. Orgelgeschmetter versucht die rasselnden Autodraisinen zu übertönen. Ihre Insassen

haben einen Heidenspaß an gezielten Kollisionen, an diesem immer wieder gesteigerten Pandämonium von Lärm und Musik. Das ist der Schock als Spiel und Kitzel.

Die Szene der Tohuwabohustimmung hat aber ihre beruhigenden Einsprengsel. Da sind die Schießbuden, diese Kabinette der wächsern jungen Gesichter mit geschminkten Wangen über gewagten Schultern. Laute Burschen mit der Miene von Routiniers schießen auf eine tanzende Kugel über dem Wasserstrahl. Im Hintergrund winken Preise, Vase mit Stoffblumen, Teddybären, Gipsfigur mit schäkerndem Pärchen, alles unter dem Sammelmotto «Schmücke dein Heim!» Aber halt, mitten in der Brandung mit dem Gewelle von Melodiefetzen eine idyllische Oase: Ein Kinderkarussell, eine Spieldose unter lärmenden Heiden! Bereitbare Tiere aus einem paradiesischen Kinderzoo kreisen in anmutigen Sprüngen um die jauchzende Orgel. Rokoko-Engel posaunen dazu; aber das Allerlieblichste (auch heute noch!) sind die Kinder mit ihrem Winken auf neuartiger Reise.

Der Flohmarkt

Kehren wir zurück zum Markt mit einem Abstecher in einen Hinterhof, wo das gleichförmige Verkaufsgeschäft durch den Flohmarkt eine Nuance ins Unbürgerlich-Absonderliche bekommt! Die hier angeschwemmten Strandgüter des Überflusses, der abseitigen Herkunft und des ausgefallenen Geschmacks treffen zu skurrilen Stilleben zusammen: Das ästhetisierende Trostbild aus großmütterlicher Zeit lehnt sich an eine Schneiderinnenbüste und hat als flankierende Trabanten eine alte Stallaterne und ein Soldatenkäppi aus dem vergangenen Jahrhundert. Nicht minder buntscheckig ist der Kranz von Liebhabern. Von der mondänen Dame

bis zum kauzigen Außenseiter findet diese Trödelschau liebevolle Begutachtung. Ein Glücksfang mag unter diesen nicht markt-konformen Waren gelingen. Eine Antiquität! Fortuna schlägt dem korrekten Marktgetue ein Schnippchen und läßt das Schmökern unter diesem Plundergut zum bohemienhaften Genuß werden.

Dorfkorso

Die Marktstraße ist unterdessen zum freundlichen Korso der Dorfbewohner geworden. Das Flanieren im gegenläufigen Passantenstrom wird eine neuentdeckte Gelegenheit, Höflichkeiten über die Trift hinweg auszutauschen. Aha, auch du! Die Honoratioren hochachten einander und tragen ein verzeihliches Lächeln voran. Die Menschenfreundlichkeit dringt als anregendes Aufhebungsmittel in die Gemüter. Die beiden Korsohälften sind wie kommunizierende Röhren, sie tauschen die versöhnlichsten Regungen aus ... Und wo jetzt für einige Stunden Tee getrunken und über rahmvolle Meringeschalen hinweg randvolle nachbarliche Gemeinsamkeit gepflegt wird, scheint die ungetrübte Wonne des Tages zu herrschen ...

Sie wird am Abend weitergekostet in den Gaststätten, wo das dörfliche Nebeneinander in aufgelockerter Stimmung neu erlebt wird. Wenn der Heimkehrende dann zu später Stunde einen entflohenen Ballon erblickt, der im Geäst eines Lindenbaumes an seinen Fesseln zerrt, dann ahnt er vielleicht, daß alles Schöne nur ein flüchtiges Dasein hat ... Ein Jahrmarkt hellt den Ablauf des Jahres mit einem kurzen Tag auf. Er ist eine muntere Einlage in den grauen Grund des Jahresmosaiks. Dieser Tag löst eine sehr erträgliche Folge von Sturzwellchen gegenseitiger Sympathien unter den Menschen des Dorfes aus.

Die Marktstraßen, für gewöhnlich eine Einbahn farbloser Höflichkeiten, sind für vierundzwanzig Stunden ein Ort recht unbürgerlicher, nonchalanter Nachlässigkeit – der Wegwerfmanier unterworfen. Über Nacht aber sind sie wieder in provokante Sauberkeit verwandelt!

MARTINIMARKT IN STECKBORN

Auf dem Seerücken, auf dem «Berg», sind die Felder abgeerntet, die Bäume leer, durch das Seetal kriechen graue Nebel, sie bleiben tagelang darin liegen, in der Luft hängt ein Geruch von feuchter Erde, von gefallenem Laub, von Astern. In der früh hereinbrechenden Dunkelheit, um die Nachtessenszeit, trippeln kleine Grüppchen von Kindern durch Nebenstraßen. Sie tragen lange Stecken mit brennenden Räbenlichtern. Früher mögen sie gesungen haben, heute klopfen sie mit dem Licht an die erleuchteten Fenster. Man öffnet. Man legt ihnen einen Zehner oder Zwanziger auf den Grund der ausgehöhlten Frucht. Jahrmarktbatzen. Sie bedanken sich und ziehen weiter. So sind die Tage vor dem Martinimarkt in Steckborn.

Es ist der einzige Markt des Jahres am Untersee, der letzte Überrest des mittelalterlichen Wochenmarktes, eines kaiserlichen Privilegs, das damals dem Landstädtchen Steckborn gewährt wurde. Obwohl er heute nicht mehr die Bedeutung und den Sinn früherer Zeiten hat, gönnen sich doch viele Bewohner aus den Dörfern am See und auf dem Berg einen freien Nachmittag und begeben sich zu Fuß, mit dem Traktor oder Auto, gelegentlich auch noch mit dem Pferdefuhrwerk an ihren Marktflecken am See. Die Lehrer des Bezirks legen netterweise ihre Herbstkonferenz auf diesen ersten Montag nach Martini; damit kommen die Kinder zu einem schulfreien Markterlebnis. Die ortsansässigen Fabriken machen etwas früher Feierabend als sonst, und von der Seestraße wird der Durchgangsverkehr ferngehalten.

So findet sich denn am Sonntag und vor allem am Montag nachmittag, dem Haupttag, viel Volk auf der engen Straße vom Sonnenplatz bis zur Apotheke Hartmann ein. Frohgelaunt und gesprächig flanieren die Menschen zwischen der Doppelzeile der



Verkaufsstände hin und her: der alljährlich wiederkehrende Korso von Steckborn! Bekannte begrüßen einander; man bleibt zu einem kleinen Schwatz stehen, man hört dem billigen Jakob zu, man kauft eine Kleinigkeit, man trifft sich zu einem Zvieri in einer der zahlreichen Wirtschaften, in denen «nur das Beste aus Küche und Keller» angeboten wird. Der Platz hinter dem Seeschulhaus hat sich in einen bunten Vergnügungspark verwandelt, mit Schießbuden, mit Karussell, Schifflischaukel, mit Autoscooter oder Geisterbahn; im «Schwanen»-Garten stellt der ornithologische Verein seine Hühner, Tauben und Kaninchen aus, und in einigen Wirtschaften ist Freinacht, Musik und Tanz.

Gewiß: Hohe Umsätze werden am Martinimarkt nicht erzielt; denn die Zusammensetzung und die Bedürfnisse der Bevölkerung, ihre Lebens- und Einkaufsgewohnheiten haben sich grundlegend geändert. Geblieben jedoch sind die Anziehungskraft und die geheimnisvolle Faszination einer Einrichtung, deren Ursprung Jahrhunderte zurückreicht. Auch wir Zugezogene erliegen ihr jedes Jahr immer wieder aufs neue.

DIE WEINFELDER JAHRMÄRKTE

In J. A. Pupikofers Beschreibung des Kantons Thurgau, die 1837 erschienen ist, findet sich der Hinweis, daß Weinfeldern fünf Jahrmärkte habe, von denen drei aus der Umgebung stark besucht seien. Die zentrale Lage war dem Marktwesen zu allen Zeiten ganz besonders förderlich, weshalb uns von den fünf besagten Märkten immer noch drei geblieben sind, während man sich andernorts mit einem Frühjahrs- und einem Herbstmarkt begnügt. Zur Ergänzung sei noch darauf hingewiesen, daß bis vor wenigen Jahren auch die Viehmärkte, die jede zweite Woche abgehalten wurden, von großer Bedeutung waren und daß anlässlich der Käserbörse, die seit 1890 besteht und in gleichen zeitlichen Abständen wie die Viehmärkte abgehalten wird, noch heute ein lebhaftes Geschäft abgewickelt wird.

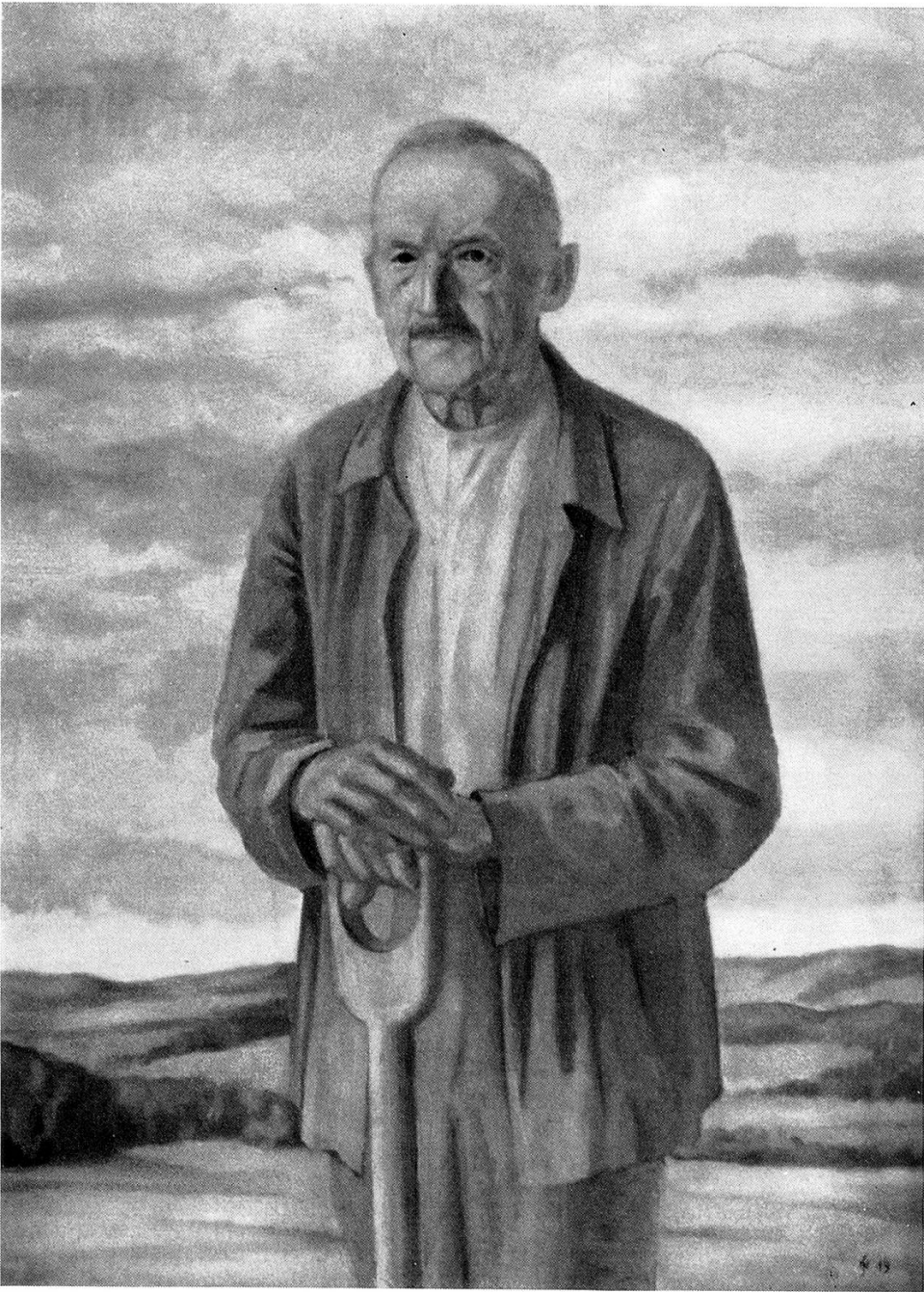
Weinfeldern kennt seit Jahrzehnten den Frühlingsmarkt am zweiten Mittwoch im Mai, den Herbstjahrmarkt am zweiten Mittwoch im November und den Klausmarkt am zweiten Mittwoch im Dezember. Wer über ein paar Jahrzehnte zurückblickt, nimmt wohl einige Veränderungen am Marktbild wahr, doch hat sich die Struktur weitgehend erhalten. Alle drei Jahr- oder Warenmärkte erfreuen sich eines guten Besuches, vorwiegend aus dem Einzugsgebiet von Weinfeldern, das etwa bis Wigoltingen und Sulgen reicht, die Dörfer nördlich des Ottenberges umfaßt und an der Linie der Mittelthurgaubahn etwa bei Märwil und Berg haltmacht. Der Zug zur Konstanzer Messe, der einst über das Thurtal hinausreichte, ist kaum mehr irgendwie spürbar. Dank diesem Interesse seitens der Landbevölkerung haben sich unsere Märkte erhalten, wenn auch ein gewisser Rückgang der Besucherzahl nicht zu übersehen ist. Man bringt ihn gerne mit der «Wega» in Zusammenhang, die Ende September oder anfangs Oktober durchgeführt wird und in einem gewissen Ausmaß ebenfalls Marktcharakter trägt. Kenner unserer Märkte verneinen aber einen

merkbaren Einfluß der «Wega», wie in den Jahren zuvor auch die Weihnachtsausstellungen ohne Einwirkung auf den Herbst- und den Klausmarkt geblieben sind. Die bessern Verkehrsmöglichkeiten, die ja weitgehend zu Einkäufen genützt werden, dürften den Rückgang eher bewirkt haben. Noch tritt er aber nicht in dem Maße in Erscheinung, daß an eine Aufhebung des einen oder andern Marktes gedacht würde. Die geringste Bedeutung kommt dem Klausmarkt zu, der zu nahe am Herbstjahrmarkt liegt und den sicher auch der Frauenfelder Klausmarkt beeinflußt. Früher allerdings kaufte die Landbevölkerung an diesem Tage für Weihnachten ein, zum Teil an den Ständen, mehr und mehr jedoch in den Ladengeschäften. Die Märkte vom Frühjahr und vom Herbst sind von größerer Bedeutung, wobei der Herbstjahrmarkt immer deutlicher in den Vordergrund gerückt ist. Der Vormittag aller drei Märkte wird durch das Geschehen auf dem Viehmarktplatz bestimmt; in neuerer Zeit findet auch die Landmaschinenschau auf dem nahen Schulhausplatz große Beachtung. Der Großteil der Besucher vom Lande findet sich zu früher Nachmittagsstunde ein. Die Daten unserer Märkte liegen natürlich nicht zufällig so gut. Im Mai und im November gehen die Bauern zum Zinsen auf die Bank, und dort herrscht an diesem Tage Hochbetrieb.

Seit eh und je geben die Marktfahrer den Jahrmärkten ihr Gepräge. Die Marktkommission der Gemeinde, die mit den meisten dieser Leute seit Jahren bekannt ist, stellt ihnen, stets an denselben Straßen im Dorfzentrum, gedeckte Marktstände zur Verfügung. In den letzten Jahren sind sie alle durch neue, praktische Stände ersetzt worden, wofür die Gemeinde einiges Geld aufgewendet hat. Hundertdreißig bis hunderfünfunddreißig Stände stehen an allen Markttagen zur Verfügung. Wer sich nicht rechtzeitig um eine Zuteilung bewirbt, hat mit einem offenen Stand vorliebzunehmen. Etliche der Marktfahrer bringen ihre eigenen Stände, heute vor-

nehmlich Autos, mit. Sämtliche aufgestellten Marktstände werden während der folgenden Nacht durch die Gemeindearbeiter weggeräumt, so daß schon beizeiten am Morgen jeglicher Verkehr wieder freigegeben werden kann. Auch der Unrat des Marktes wird in den ersten Vormittagsstunden weggeräumt. Im Verlauf der Jahre ist manches bekannte Marktfahrergesicht verschwunden. Da und dort fehlt der Nachwuchs; denn es mag heute leicht einträglichere Beschäftigungen geben. Die Lücken wurden in den letzten Jahren immer zahlreicher, und nach der Ansicht unseres Marktkommissionspräsidenten liegt in diesem Ausbleiben des Marktfahrernachwuchses eine gewisse Gefahr für den Weiterbestand der Märkte. Die Weinfelder Ladenbesitzer beteiligen sich nicht sehr zahlreich am Verkauf an Ständen. Natürlich wird auch der Ladenverkauf durch den Markt belebt. An schönen Markttagen, wie es für die Weinfelder Märkte fast üblich ist, kommen die Marktfahrer wohl zu rechten Einnahmen, gelegentlich aber fragt man sich, ob der erzielte Erlös das Standgeld und die übrigen Spesen decke.

Nicht mehr ganz auf ihre Rechnung kommen die Schüler, die den Marktfahrern in der Morgenfrühe und am Abend die Kisten zur Bahn führen. Auch hier ist die Konkurrenz härter geworden, seit ein beträchtlicher Teil der Marktfahrer mit dem Auto kommt. Schließlich wäre noch festzuhalten, daß sich auch auf dem Budenplatz eine gewisse Erneuerung und Modernisierung abzeichnet. Reitschule und Schiffschaukel vermögen aber neben dem Autoscooter ihren Platz zu behalten, und noch immer «haut man den Lukas», um sich damit ein Sträubchen zu verdienen.



Alfred Huggenberger
Ölgemälde von Natale Sapone, 1949